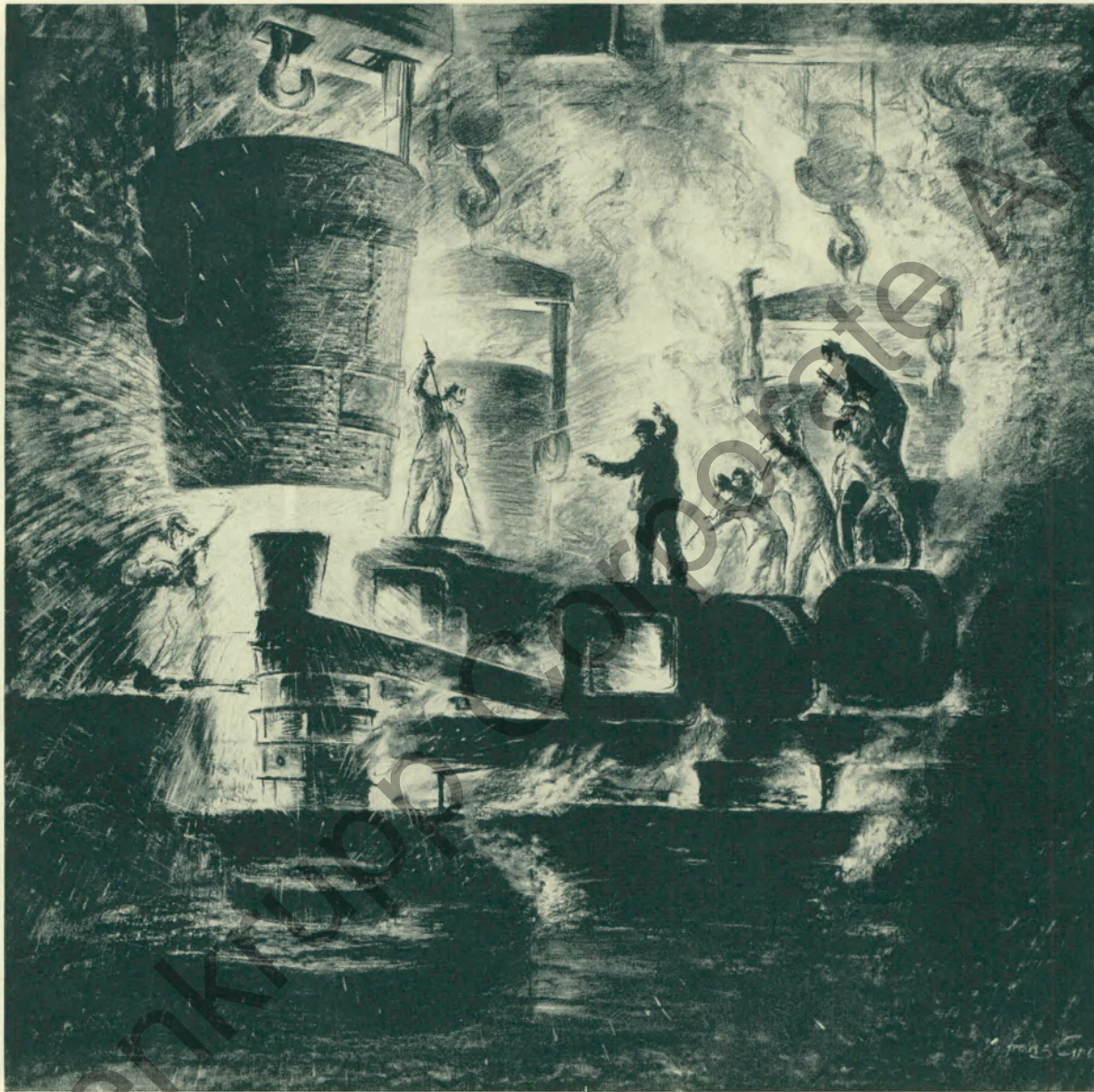


Das Werk



Stahlguß.

Die von Franz Graf-Hohensaaten in der Stahlgießerei des Bochumer Vereins geschaffene Radierung wurde von Gauleiter Kube angekauft und dem Führer und Reichskanzler zu seinem diesjährigen Geburtstage überreicht.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVI. Jahrg.

Düsseldorf



Mai 1936

Heft 5

Das Werk

XVI. Jahrg.

Düsseldorf, Mai 1936

Heft 5

Damit ein Ereignis Größe habe, muß zweierlei zusammenkommen: Der große Sinn derer, die es vollbringen, und der große Sinn derer, die es erleben. An sich hat kein Ereignis Größe, und wenn ganze Sternbilder verschwinden, Völker zugrunde gehen, ausgedehnte Staaten gegründet und Kriege mit ungeheuren Kräften und Verlusten geführt werden, über vieles der Art bläst der Hauch der Geschichte hinweg, als handele es sich um Flocken. Es kommt aber auch vor, daß ein gewaltiger Mensch einen Streich führt, der an einem harten Gestein wirkungslos niedersinkt; ein kurzer scharfer Widerhall, und alles ist vorbei. Die Geschichte weiß von solchen gleichsam abgestumpften Ereignissen beinahe nichts zu melden.

So überschleicht einen jeden, welcher ein Ereignis herankommen sieht, die Sorge, ob die, welche es erleben, seiner würdig sein werden. Auf dieses Sich-Entsprechen von Tat und Empfänglichkeit rechnet und zielt man immer, wenn man handelt, im Kleinsten wie im Größten; und der, welcher geben will, muß zusehen, daß er die Nehmer findet, die dem Sinne seiner Gabe genügen. Eben deshalb hat auch die einzelne Tat eines selbst großen Menschen keine Größe, wenn sie kurz, stumpf und unfruchtbar ist; denn in dem Augenblicke, wo er sie tat, muß ihm jedenfalls die tiefe Einsicht gefehlt haben, daß sie jetzt gerade notwendig sei, er hatte nicht scharf genug gezielt, die Zeit nicht bestimmt genug erkannt und gewählt, der Zufall war Herr über ihn geworden, während groß sein und den Blick für die Notwendigkeit haben, streng zusammengehört.

Friedrich Nietzsche.

Staat, Volkstum, Rasse.

Die Güte eines Staates kann nicht bewertet werden nach der kulturellen Höhe oder der Machtbedeutung dieses Staates im Rahmen der übrigen Welt, sondern ausschließlich nur nach dem Grade der Güte dieser Einrichtung für das jeweils in Frage kommende Volkstum.

Ein Staat kann als mustergültig bezeichnet werden, wenn er den Lebensbedingungen eines durch ihn zu vertretenden Volkstums nicht nur entspricht, sondern dieses Volkstum gerade durch seine eigene Existenz praktisch am Leben erhält — ganz gleich, welche allgemein kulturelle Bedeutung diesem staatlichen Gebilde im Rahmen der übrigen Welt zukommt. Denn die Aufgabe des Staates ist es eben nicht, Fähigkeiten zu erzeugen, sondern nur die, vorhandenen Kräften freie Bahn zu schaffen. Also kann umgekehrt ein Staat als schlecht bezeichnet werden, wenn er, bei aller kulturellen Höhe, den Träger dieser Kultur in seiner rassischen Zusammensetzung dem Untergange weicht. Denn er zerstört damit praktisch die Voraussetzung für das Fortbestehen dieser Kultur, die ja nicht er geschaffen, sondern welche Frucht eines durch die lebendige staatliche Zusammenfassung gesicherten kulturschöpferischen Volkstums ist.

Mithin kann das Urteil über die Güte eines Staates in erster Linie nur bestimmt werden von dem relativen Nutzen, den er für ein bestimmtes Volkstum besitzt, und keineswegs von der Bedeutung, die ihm an sich in der Welt zukommt.

Wenn wir daher die Frage stellen, wie der Staat beschaffen sein soll, den wir Deutsche brauchen, dann müssen wir uns erst Klarheit darüber schaffen, was für Menschen er erfassen und welchem Zweck er dienen soll.

Unser deutsches Volkstum beruht leider nicht mehr auf einem einheitlichen rassischen Kern. Der Prozeß der Verschmelzung der verschiedenen Urbestandteile ist auch noch nicht so weit fortgeschritten, daß man von einer dadurch neugebildeten Rasse sprechen könnte. Im Gegenteil: die blutsmäßigen Vergiftungen, die unseren Volkskörper, besonders seit dem Dreißigjährigen Kriege, trafen, führten nicht nur zu einer Verfeinerung unseres Blutes, sondern auch zu einer solchen unserer Seele. Die offenen Grenzen unseres Vaterlandes, das Anlehnen an ungermanische Fremdkörper längs dieser Grenzgebiete, vor allem aber der starke laufende Zufluß fremden Blutes ins Innere des Reiches selbst, läßt infolge seiner dauernden Erneuerung keine Zeit übrig für eine absolute Verschmelzung. Es wird keine neue Rasse mehr herausgekocht, sondern die Rassebestandteile bleiben nebeneinander, mit dem Ergebnis, daß besonders in kritischen Augenblicken, in denen sich sonst eine Herde zu sammeln pflegt, das deutsche Volk nach allen Windrichtungen auseinanderläuft. Nicht nur gebietsmäßig sind die rassischen Grundelemente verschieden gelagert, sondern auch im einzelnen, innerhalb des gleichen Gebietes. Neben nordischen Menschen ostische, neben ostischen dinarische, neben beiden westische, und dazwischen Mischungen. Dies ist auf der einen Seite von großem Nachteil: Es fehlt dem deutschen Volk jener sichere Herdeninstinkt, der in der Einheit des Blutes begründet liegt und besonders in gefährlichen Momenten Nationen vor dem Untergang bewahrt, insofern bei solchen Völkern dann alle kleineren inneren Unterschiede sofort zu verschwinden pflegen und dem gemeinsamen Feinde die geschlossene Front einer einheitlichen Herde gegenübertritt. In dem Nebeneinander unserer unvermischt gebliebenen rassischen Grundelemente verschiedenster Art liegt das begründete, was man bei uns mit dem Wort Überindividualismus bezeichnet.

Die Tatsache des Nichtvorhandenseins eines blutsmäßig einheitlichen Volkstums hat uns unsägliches Leid gebracht. Sie hat vielen kleinen deutschen Potentaten Residenzen geschenkt, dem deutschen Volk aber das Herrenrecht entzogen.

Auch heute noch leidet unser Volk unter dieser inneren Zerrissenheit; allein, was uns in Vergangenheit und Gegenwart Unglück brachte, kann für die Zukunft unser Segen sein. Denn so schädlich es auf der einen Seite auch war, daß eine restlose Vermischung unserer ursprünglichen Rassenbestandteile unterblieb und dadurch die Bildung eines einheitlichen Volkskörpers verhindert wurde, so glücklich war es auf der anderen, als hierdurch wenigstens ein Teil unseres besten Blutes rein erhalten blieb und der rassischen Senkung entging.

Sicher würde bei einer restlosen Vermengung unserer rassischen Urelemente ein geschlossener Volkskörper entstanden sein, allein er wäre, wie jede Rassenkreuzung beweist, von einer geringeren Kulturfähigkeit erfüllt, als sie der höchststehende der Urbestandteile ursprünglich besaß. Dies ist der Segen des Unterbleibens restloser Vermischung: daß wir auch heute noch in unserem deutschen Volkskörper große, unvermischt gebliebene Bestände an nordisch-germanischen Menschen besitzen, in denen wir den wertvollsten Schatz für unsere Zukunft erblicken dürfen. In der trüben Zeit der Unkenntnis aller rassischen Gesetze, da in völliger Gleichwertung Mensch eben als Mensch erschien, mochte die Klarheit über den verschiedenen Wert der einzelnen Urelemente fehlen. Heute wissen wir, daß eine restlose Durcheinandermischung der Bestandteile unseres Volkskörpers uns infolge der dadurch entstandenen Einheit vielleicht zwar die äußere Macht geschenkt hätte, daß jedoch das höchste Ziel der Menschheit unerreichbar gewesen wäre, da der einzige Träger, den das Schicksal ersichtlich zu dieser Vollendung ausersehen hat, im allgemeinen Rassenbrei des Einheitsvolkes untergegangen wäre.

Was aber ohne unser Zutun durch ein gütiges Schicksal verhindert wurde, haben wir heute, vom Gesichtspunkt unserer nun gewonnenen Erkenntnis, zu überprüfen und zu verwerten.

Wer von einer Mission des deutschen Volkes auf der Erde redet, muß wissen, daß sie nur in der Bildung eines Staates bestehen kann, der seine höchste Aufgabe in der Erhaltung und Förderung der unverlezt gebliebenen edelsten Bestandteile unseres Volkstums, ja der ganzen Menschheit sieht.

Damit erhält der Staat zum ersten Male ein inneres hohes Ziel. Gegenüber der lächerlichen Parole einer Sicherung von Ruhe und Ordnung zur friedlichen Ermöglichung gegenseitiger Begaunerei erscheint die Aufgabe der Erhaltung und Förderung eines durch die Güte des Allmächtigen dieser Erde geschenkten höchsten Menschentums als eine wahrhaft hohe Mission.

Aus einem toten Mechanismus, der nur um seiner selbst willen da zu sein beansprucht, soll ein lebendiger Organismus geformt werden mit dem ausschließlichen Zwecke: einer höheren Idee zu dienen.

Das Deutsche Reich soll als Staat alle Deutschen umschließen mit der Aufgabe, aus diesem Volke die wertvollsten Bestände an rassischen Urelementen nicht nur zu sammeln und zu erhalten, sondern langsam und sicher zur beherrschenden Stellung emporzuführen.

(Aus: Adolf Hitler, „Mein Kampf“, 70. Auflage, 1933.)



Apostelkopf
aus der
„Ausgießung
des
heiligen
Geistes“.

Nationalmuseum Krakau.

Weit Stoß, ein Künstlerschicksal.

Von Walter Krefting.

Es muß im Jahre 1454 gewesen sein, als die Witwe Kathrein Stoßin von Dinkelsbühl nach Nürnberg verzog. Als Wirtin und Leilachmacherin brachte sie sich und ihre beiden Söhne Matthias und Weit durchs Leben. Sie war dabei nicht ganz ohne Rat und Hilfe, denn ein Vetter ihres Mannes, Ulrich Stoß, der vordem als Gefelle in der Nürnberger Faktorei der bedeutenden Ravensburger Handelskompanie Humpis tätig gewesen war, leitete seit einigen Jahren eine Niederlassung der Gesellschaft in Breslau und war ein vermögender Herr geworden. So war es möglich, daß Matthias das Goldschmiedehandwerk erlernte, Weit aber

zu einem Holzschneider in die Lehre kam. Matthias hat dann bald Nürnberg für immer verlassen, aber Weit kehrte nach seinen Wanderjahren zurück und blieb bei seiner Mutter, bis sie 1473 starb.

Wie eine Spinne im Netz, so saß Nürnberg zu jener Zeit mitten in den sich überschneidenden Handelswegen. Die Schätze des Orients, Gewürze und Seidenstoffe, kamen von Süden, englische Stoffe aus Antwerpen, Kupfer aus Mansfeld und Böhmen, Leinen aus der Oberlausitz, Pelzwerk weiter aus dem Osten, und alle diese Waren wurden von Nürnberg aus weiterverfrachtet. Der West-Ost-Verkehr



Befender
Apostel
vom
Bam-
berger
Altar.

Bild: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.

ging über Breslau und Krakau ins Innere Russlands hinein bis nach Nowgorod, wo er mit dem Nordweg der Hanse zusammentraf. Nürnberger Kaufleute zogen als Pioniere auf dieser Handelsstraße gen Osten, tauschten gegen Pelzwerk feine Luche aus Flandern, deutsche Kannen und Schwerte und Luxuswaren aus Venedig. An allen Hauptplätzen wurden Faktoreien der großen Handelsgesellschaften gegründet, die deutsche Handwerker nach sich zogen, so daß sich deutsche Gemeinden bildeten. So auch in Krakau, der Krönungs- und Begräbnisstadt der polnischen Könige.

Als ein Mittelpunkt der deutschen Gemeinde in Krakau stand die Marienkirche, ein Bau aus der Mitte des 14. Jahr-

hunderts, auf dem Hauptplatz, gegenüber den prächtigen Tuchhallen, und man mußte nicht anders, als daß in diesem Dome stets in deutscher Sprache gepredigt worden war.

Mit dem Sieg der Polen über die Deutschritter aber begann um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine Bewegung, die die Bedeutung des Deutschtums im wirtschaftlichen und kulturellen Leben Polens zurückdrängen wollte, insbesondere mußten die deutschen Geschlechter ihr altes Recht auf deutsche Sprache im Gottesdienst verteidigen. Die deutschen Gemeinden schlossen sich in dieser Bedrängnis so fester zusammen. Der Streit um die Sprache der Predigt in der Marienkirche wurde erst 1537 durch König Sigismund zugunsten der Polen

Engelskopf
vom
Bamberger
Altar.



entschieden. Im Anfang des letzten Viertels des 15. Jahrhunderts stand die deutsche Gemeinde in Krakau noch sehr mächtig da; die Deutschen hatten das Übergewicht im Rat, der von Walter Kezinger, einem Nürnberger, geführt wurde. Der Schwiegervater Kezingers, Nikolaus Crendler, war im Jahre 1453 aus Breslau nach Krakau eingewandert und dort ein eifriger Verfechter der deutschen Sache geworden. Sie drängte nach einem weithin beachteten, mächtigen Ausdruck ihrer Kraft und Sicherheit, und der sollte ein hochragender, kunstvoll geschnitzter Altar für den Chor der deutschen Frauenkirche sein. Mit Crendler und Kezinger verband sich der reiche Papiermühlenbesitzer Friedr. Schilling aus Weissenburg im Elsaß, der die Papierbereitung eingeführt hatte und damit eine Grundlage für die Entwicklung des Druckgewerbes in Polen schuf. Der deutsche Prediger an der Marienkirche, Johannes Galer aus Großglogau, verstand es, die Gemeinde zu großen Opfern zu begeistern, und in wenigen Jahren war die stattliche Summe von 2800 Gulden durch Sammlungen aufgebracht, so daß ein Zuschuß der Stadtverwaltung nicht in Anspruch genommen zu werden brauchte. Der tatkräftige Helfer des Predigers war der Stadtschreiber Joh. Hendecke aus Damm bei Stettin, der deshalb mancherlei Anfeindungen der Polen zu ertragen hatte, die den großen Plan der Deut-

schen, ein Altarwerk von 13 Meter Höhe zu errichten, verhöhnerten.

Wer war aber würdig, ein solch kühnes Kunstwerk zu schaffen? Selbstverständlich mußte es ein deutscher Bildschnitzer sein. Crendler war aus seiner Breslauer Zeit mit dem Handelsheerrn Ulrich Stofz befreundet und hatte bei einem Besuch in seiner Heimat den jungen Bildschnitzer und Kupferstecher Veit Stofz aus Nürnberg kennengelernt, den sein Gesellenwandern nach dem Osten führte. Er hatte schon damals in dem lebhaft erregten jungen Menschen ein großes Talent erkannt und sich gefreut, wenn in den späteren Jahren die Kunde nach Krakau drang von bewunderungswürdigen Schnitzwerken, die der Nürnberger Schützling seines Freundes schuf. Auf seinen Rat forderte man Veit Stofz auf, einen Aufriß zu geben zur Errichtung eines Figurenschreins für den Hochaltar der Marienkirche. Da die Kirche der Himmelfahrt Mariä geweiht war, stellte der Künstler den Marien Tod und die Aufnahme durch Christus in überlebensgroßen Gestalten in den Mittelpunkt des gewaltigen Werkes. Auf den feststehenden und beweglichen Flügeln sah er die sieben Schmerzen und die sieben Freuden Marias vor und für die Predella eine Darstellung des Stammbaumes Christi, der Wurzel Jesse.

Anfang des Jahres 1477 kam es zur Erteilung des Auf-



Aus der „Kunstreichheit“.

Kopf des Kreuzifixus.

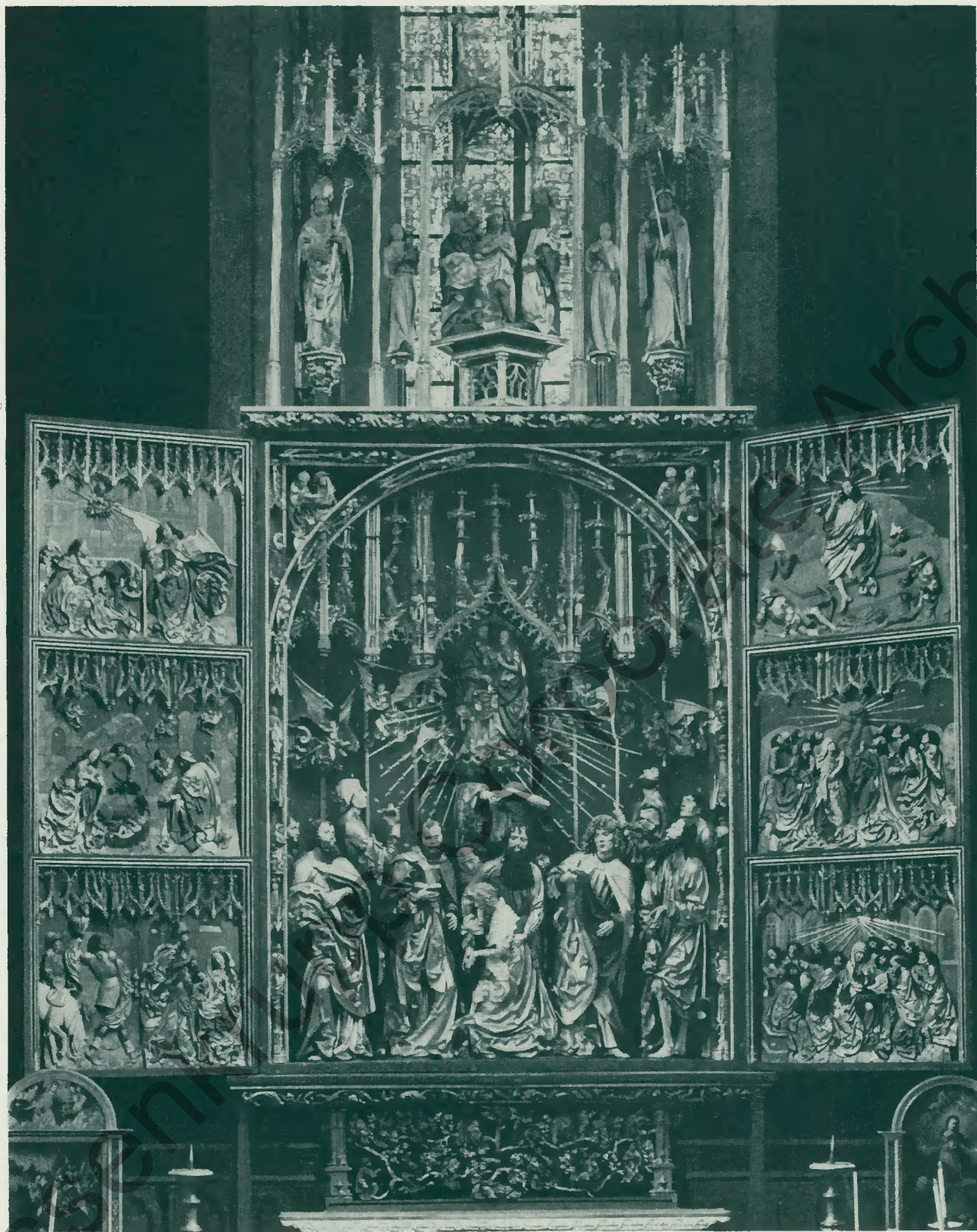
(Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.)

trages durch den Bürgermeister Walter Kezinger. Der Stadtrat war Kirchenherr, er hatte den Auftrag zu vergeben und den Bau des Altars zu überwachen. Die Polen im Rat hatten den Entschluß nicht verhindern können. An der Spitze der Ratsdeputation für den Bau des Altars stand Nikolaus Creydler.

*

Im Frühjahr zieht Veit Stof mit seiner Frau Barbara und dem kleinen Andreas die alte Handelsstraße über Breslau nach Krakau. Im Mai dort eingetroffen, hat er gleich mit einigen Gefellen die gewaltige Arbeit in Angriff genommen. Nach zwölf Jahren war sie vollendet. Die einzig dastehende Leistung des Deutschen fand Bewunderung im ganzen Lande und brachte dem Künstler hohe Ehren ein. Als das Altarwerk 1484

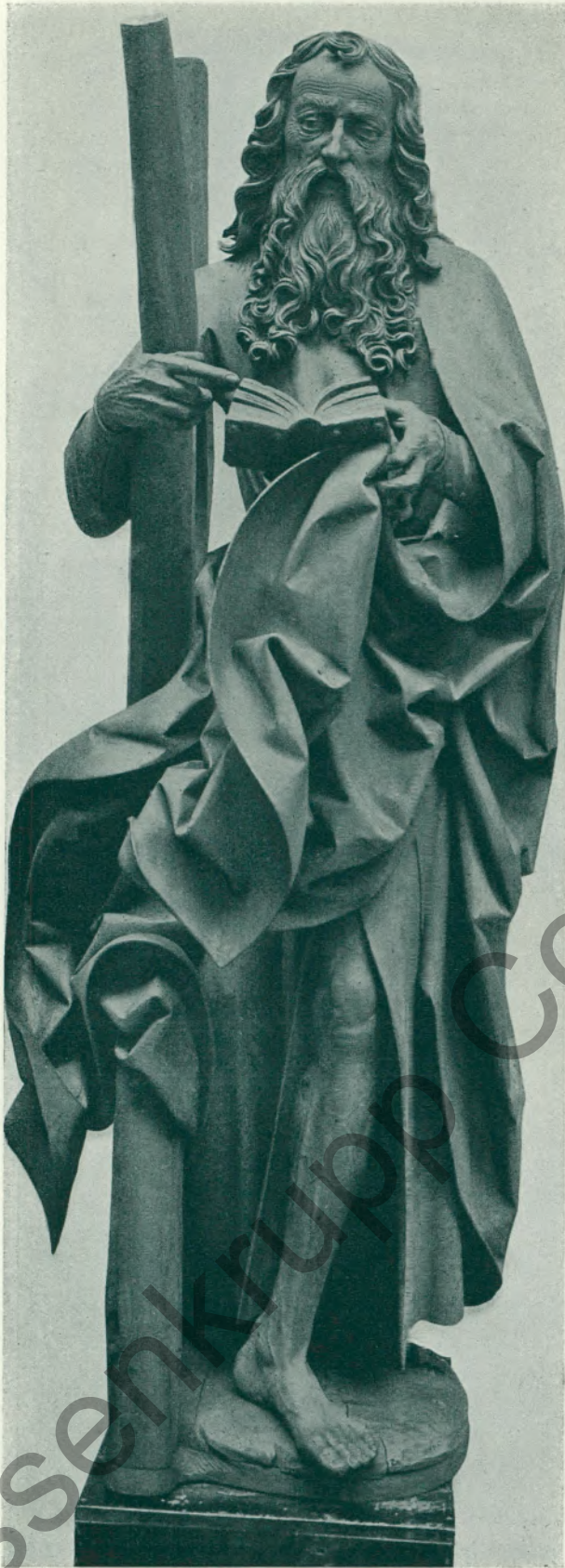
erst im Rohbau fertig war und von den Stadtvätern besichtigt wurde, waren diese so hoch befriedigt, daß sie den Künstler von allen Steuern und Abgaben befreiten. Er gehörte zu den Älteren der Krakauer Künstlerzunft und war Gutachter im Rat für die Fragen der Baukunst. Schon 1481 konnte er in der Quergasse ein eigenes Haus beziehen. Da blühte ihm eine zahlreiche Familie heran, neben Andreas noch sieben Kinder. Zum Glück wird ihm nichts gefehlt haben, und so blieb er nach Vollendung des Altarwerkes noch sieben Jahre in Krakau, neben Schnitzereien auch Steinbildwerke, Grabplatten und Kupferstiche schaffend. Der König selbst, Kasimir Jagello, bestellte bei ihm kurz vor seinem Tode sein eigenes Grabmal für den Dom, der sich neben dem Schlosse auf dem Wawel über der Stadt erhebt.



Der Mittelaltat in der Marienkirche zu Krakau. Lichtbild: Nationalmuseum Krakau.

Und dennoch. Als das Jahr 1496 eingeläutet war, spannte Veit Stof das Roß vor den Wagen und verließ mit Hab und Gut Krakau — für immer. Anfang Februar schon traf der begüterte Mann mit seiner Familie in seiner Heimatstadt Nürnberg ein. Fühlte er sich nicht mehr wohl in Polen, wo die Deutschen immer schwerer zu kämpfen hatten, wo der Einfluß Italiens als das Musterland höfischer Sitte an Einfluß

gewann und auch in einer stark veräußerlichten Kunst maßgebend wurde, die dem stolzen Bewußtsein des aufstrebenden polnischen Volkes mehr entsprach? Bei dem leidenschaftlichen, trotz aller herber Innerlichkeit und Treue im Kleinen zornmütigen Temperament des Künstlers, das kein Ausweichen zuließ, mag es oft zu ersten Meinungsverschiedenheiten gekommen sein, wovon uns auch Prozeßakten berichten. Oder



St. Andre 18. „Kunstfreundschau“.
(Sebalduskirche, Nürnberg.)

zog es Veit Stof auf der Höhe seines Könnens zurück in die Heimat, in den leuchtenden Mittelpunkt deutschen Künstlerschaffens, in den Kreis eines Albrecht Dürer, Adam Krafft, Peter Vischer? Vielleicht drängte ihn auch die sterbensranke

Grau Barbara, für die er schon im Juli desselben Jahres das Totengeläute in der Lorenzkirche bestellen mußte.

Nachdem der kinderreiche Mann wieder geheiratet hatte, erwarb er das stattliche Eckhaus an der heutigen Wunderburg- und Prechtelsgasse. Er bekam es billig, denn es war das Haus eines Juden, die zu dieser Zeit aus Nürnberg vertrieben wurden. Um zu zeigen, daß dieses Besitztum nunmehr ein christliches Haus sei, schnitzte er aus Lindenholz ein Madonnenbild und stellte es an der Ecke seines Hauses auf. Die Aufträge blieben nicht aus: Drei Sandsteinreliefs mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi für die Sebalduskirche, Altäre für Kirchen in Franken und bis nach Tirol hinein beschäftigten ihn mit seinen Gesellen die ersten Jahre. Zum Verkauf kleiner geschnitzter Heiligenfiguren und Reliefs sowie von Kupferstichen unterhielt er einen Verkaufsstand vor der Frauenkirche in Nürnberg, schickte auch seine Kunstware auf die Messen nach Nördlingen, Frankfurt und Leipzig.

Daß Veit Stof ein recht vermöglicher Mann war, der sein Gut für seine Kinder — zu den acht wurden ihm noch fünf in Nürnberg geboren — zusammenhalten und möglichst noch mehren wollte, wurde ihm zum Verhängnis. Er ließ sich zu Geldgeschäften verleiten, steckte 1000 Gulden auf Gewinn und Verlust in das Geschäft des Kaufmanns Jakob Baner in der Silgengasse, dessen Bruder in Krakau eine angesehene Stellung innehatte und dem Künstler bekannt war. Als dieser nun das Geld nach einiger Zeit nicht mehr brauchen konnte, riet er dem Stof, es dem Hans Starzedel zur Verfügung zu stellen, der an der Spitze einer Handelsgesellschaft stand und ein Schuldner des Baner war. Nachdem Starzedel mit dem Gelde die Schuld an Baner getilgt hatte, machte er Konkurs und entfloh mit seinen Genossen. Die 1000 Gulden waren verloren. Zwar hatte Baner dem Stof einen Bürgschaftschein über diese Summe gegeben, es aber verstanden, ihn wieder an sich zu bringen und zu vernichten. Wer kann es nun Veit Stof verdenken, wenn er annahm, daß Baner und Starzedel gemeinsam ein abgekartetes, übles Spiel mit ihm getrieben hätten?

Dieses Erlebnis war der Grund für eine erschütternde Wende im Leben des großen Künstlers. Der hochgeachtete Mann, der bisher mit großer Beherrschung seines Temperamentes einen rechtschaffenen Weg gegangen war, ließ sich zu einem Verbrechen verleiten, auf dem zu seiner Zeit die Todesstrafe stand. In der ohnmächtigen Wut über das gemeine Unrecht, das ihm geschehen war, ließ er sich durch schlechten Rat seines Beichtvaters zur Selbsthilfe verleiten; er fälschte einen Schuldschein über 1120 Gulden auf den Namen Baner und klagte ihn ein, da der angebliche Schuldner die Einlösung ablehnte. Als die Angelegenheit für Stof eine ungünstige Wendung zu nehmen schien, floh er in die Freieung des Karmeliterklosters, wo sein ältester Sohn Andreas Konventsmitglied war. Bald fühlte er sich wieder sicherer, er verließ das Kloster, wurde aber am 16. November des Jahres 1503 gefangengesetzt. Bevor die schärferen Grade der Folter einsetzten, legte er ein Geständnis ab. Nur der Fürsprache des Bischofs Lorenz von Vibra in Würzburg und anderer hoher Herren, die den Angeklagten seiner Kunst wegen hochschätzten, hatte er sein Leben zu verdanken. Am 4. Dezember wurde er öffentlich von Henkershand mit glühenden Eisen durch beide Backen gebrannt. Die Stadt durfte er nicht verlassen. — Wie hat Meister Stof dieses schwere Schicksal getragen?

Betrachten wir die in Holz geschnitzten und reich bemalten oder in Stein gehauenen Gestalten des Meisters, so fühlen wir in allen Gebärden eine Bewegung nach und in den Formen ein Drängen nach Naturnähe, die hinausführen aus der ruhenden Innigkeit des Mittelalters. Der Künstler spürte Neues, Erregendes im Blut, ohne schon durchstoßen zu können zur freieren Gestaltung, wie sie dann der Renaissance eigen ist. Ein schwerer Tropfen Leidenschaft macht ihm zu schaffen, der nun, durch geschahenes Unrecht aufgerührt, den Mann ganz



U 26 der „Kunstschau“.

Kopf der Maria.

Vom „Englischen Gruß“ in der St.-Lorenz-Kirche zu Nürnberg.

beherrscht. Als Baner auf Schadenersatz klagt und Stoß verurteilt wird, flieht er nach Mannerstadt zu seinem Schwiegersohn Jörg Trummer. Hier erhält er den Auftrag, den im Chor der Pfarrkirche stehenden unfertigen Altar von Tillmann Riemenschneider zu vergolden und zu bemalen. Auf den Außenseiten der Flügel sind uns die einzigen bekannten Tafelgemälde des Künstlers erhalten geblieben. Als die Arbeit im Herbst 1504 fertig ist, bittet Stoß um freies Geleit nach Nürnberg zurück. Der Rat lehnt das Gesuch wegen seines Wortbruches ab. Da stellt sich Jörg Trummer auf eigene Faust in Fehde gegen die Freie Reichsstadt Nürnberg, überfällt wandernde Nürnberger Gesellen, bis der Kaiser die Achtung des Landfriedensbrechers ausspricht. Stoß, der sich nun von seinem Tochternann abwendet, wird von ihm bedroht und flüchtet nach Nürnberg, wo er nach vier Wochen Turmhäft wieder als Bürger aufgenommen wird.

Aber der Meister ist gezeichnet, er ist ruiniert; kein Geselle will bei ihm arbeiten. Er sieht sein Unrecht noch nicht ein,

sein unbändiger Troß ist nicht gebrochen, und nur seiner großen Kunst wegen wird er vom Hohen Rat und von seinen Meistergenossen ertragen. Aber auf einmal blüht ihm die Gunst des Kaisers, er erhält Aufträge von ihm und wird 1507 zu Ulm in Audienz empfangen. Da bricht auch das Eis in Nürnberg, wo man insgeheim doch stolz auf den tüchtigen Mann ist, der den Glanz der kunstfreudigen Handelsstadt in der Welt erhellt. Anton Kress, der alte Propst bei St. Lorenz, läßt die Steinfigur des heiligen Paulus von ihm meißeln, und dann, 1517, bestellt Anton Tucher bei ihm das bekannteste und schönste Werk, das seit Stoß geschaffen hat, der „Englischen Gruß“ für die Lorenzkirche.

Das in Holz geschnitzte, in kräftigen Farben bemalte Rosenkranzbild schildert die sieben Freuden Mariä und umfaßt durch den Kranz die aufrechten, reich gewandeten Beistanden der Jungfrau und des Erzengels Gabriel, die Verkündigung oder den Engelsgruß. Das schöne Bildwerk bildete den feingärtlichen Schmuck eines mächtigen Leuchters. Es mußte in der Wirren

Abendmahl.
Chor der Sebalduskirche,
Nürnberg.



Aus der „Kunstfreundschaft“.

der Reformationszeit den Bilderstürmern weichen und fand fast dreihundert Jahre lang Schutz in der Kaiserkapelle der Burg, bis es 1817 an der ursprünglichen Stelle wieder aufgehängt wurde.

In der Arbeit an diesem Werke hat der Meister seinen Frieden wiedergefunden; wie hätte er es anders in seiner leuchtenden Freude und Innigkeit schaffen können! Bald darauf beglückte ihn die Nachricht, daß sein Sohn Andreas, der zu Budapest weilte, zum Prior des Nürnberger Karmeliterklosters berufen sei. Sogleich erhielt Veit Stoß denn auch den Auftrag des Konvents, für den Chor der Karmeliterkirche St. Salvator einen Flügelaltar zu schnitzen. Aber der Meister sollte auch im hohen Alter nicht die ersehnte Ruhe finden. Sein Sohn wurde im Jahre 1525 als reformationsfeindlich der Stadt verwiesen. Der Altar war kaum zur Hälfte bezahlt, und Meister Stoß wußte sein Geld nicht zu bekommen. Erst zehn Jahre nach seinem Tode kam dieser Streit zu Ende: Das Bamberger Karmeliterkloster, in dem Andreas verstorben war, erwarb den Altar.

Und noch einmal kämpfte der nunmehr Achtzigjährige um sein Recht, das ihn in so schweres Leid verstrickt hatte. Starzedel war in Schlesien durch Erschließen eines Bergwerks wieder zu Geld gekommen. Da machte sich Veit Stoß im Frühjahr 1526 nach Breslau auf, um die Rückgabe seines Geldes zu fordern. Vergebens. Und als er erfolglos nach Nürnberg

zurückkehrt, ist seine Frau Christina gestorben. Er erblindet. Im Spätherbst 1533 endet sein unruhvolles Leben. Auf dem Johannesfriedhof wurde er bestattet, wo alle großen Söhne Nürnbergs ruhen.

Die Akten jener Zeit nennen Veit Stoß „einen unruhigen, heillosen Bürger, der einem ehrbaren Rat und gemeiner Stadt viel Unruhe gemacht hat“, aber in der Geschichte der deutschen Kunst wurde ihm ein Platz im Kreise der größten Meister zugewiesen. Wir urteilen nicht über eine Tat, die in Blindheit aus verletztem Recht geschah. Es gehört zum künstlerischen und menschlichen Schicksal dieses Meisters, an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen. Sein maßloses Wesen, sein Aufbäumen und gewaltsames Tun wurde von bürgerstolzen Nachbarn nicht verstanden. Er aber konnte das ruhelose Drängen seiner Seele nicht zu befreienden Gestaltungen bringen in einer Kunst, die noch den engbegrenzten Zwecken und strengen Formen des Mittelalters verbunden war. Lag nicht auch Tillmann Niemensneider schließlich wie ein gestürzter Ikarus am Boden, weil es ihn brannte, zu helfen, daß Recht würde im Lande? — Um leichter und freier gestalten zu können, grub Veit Stoß mit dem Stichel Bilder in Kupferplatten ein, und in Männerstadt griff er einmalig zu Pinsel und Farben. Vielleicht hätte er, wie sein jüngerer Zeitgenosse Matthias Grünewald, stärkere Befreiung in der Malerei gefunden, die Inbrunst einer einsamen, großen Seele auströmete in gewaltigen Visionen des Lichtes und der Farbe.

Mittelschiff
der
Marienkirche
zu
Warschau
mit dem
Altar
von
Veit Stoß.



Polens Entwicklung, Untergang und Wiedergeburt.

Polen, Rußland und Deutschland im Wandel ihrer Beziehungen.

Von Dr. Hans-Siegfried Weber.

Nachdem wir im Märzheft versucht haben, einen geistigen Querschnitt durch unsere kulturellen Beziehungen zu unserem großen westlichen Nachbarn zu geben, sei heute der Blick nach Osten gerichtet. Und wenn es auch unmöglich ist, auf wenigen Seiten ein in jeder Beziehung abgeschlossenes Bild zu entwerfen, so dürfte die Zusammenstellung der Aufsatze, die, mit den politischen und kulturellen Grundlagen unseres Verhältnisses zu Polen beginnend, in eine Reihe von Tagebuchblättern polnischer Reisen ausläuft und als Kernstück und gleichzeitig erschütterndes Dokument eine Rede des großen polnischen Führers, des unlängst verstorbenen Marschalls Pilsudski, umschließt, zum mindesten den Wunsch wach werden lassen, tiefer in die Probleme des Nahen Ostens einzudringen, die an Bedeutung keineswegs hinter den „brennenden Tagesfragen“ zurückstehen.

Während die deutsch-französische Sprachgrenze seit einem Jahrtausend in einem fest geschlossenen Zusammenhang verläuft und Deutsche und Franzosen sprachlich und volkstümlich scharf voneinander scheidet, leben im europäischen Ost-raum seit der gleichen Zeitspanne Deutsche und Polen durcheinander und miteinander. Dieses Zusammenleben in einer engen, eine klare Trennung unmöglich machenden Raume-

gemeinschaft führte zwangsläufig und naturgemäß im Laufe der Jahrhunderte zu einer Anknüpfung und Festigung besonders naher politischer und kultureller Beziehungen, die beispielsweise schon im 13. Jahrhundert den polnischen Bischof Boguslaw zu der Feststellung veranlaßten: „Keine anderen Völker stehen einander so nah und sind auch so befreundet wie Polen und Deutsche.“

Und der polnische Schriftsteller Prus (Glowacki) umriß die Bedeutung der deutschen Aufbaupkräfte für die Entwicklung Polens im Jahre 1907 mit folgenden Worten:

„Mit dem deutschen Volk hatten wir immer die allerbesten Beziehungen. Von ihm übernahmen wir den gotischen Stil in der Baukunst, die Schnitzerei, eine Menge Geräte, Gefäße und Handwerkszeuge, eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse, die Handwerke und das Gewerbe, den Handel, viele Gebräuche, viele Organisationsformen . . . Schämen wir uns nicht der Wahrheit: diesem edlen Volke verdanken wir den größten Teil unserer Kultur.“

Um so erstaunlicher muten die falschen Vorstellungen über das Verhältnis Deutschlands zu Polen in früherer und jüngster Vergangenheit selbst in den Köpfen sogenannter Bestgebildeter an, für die eine deutsch-polnische Spannung seit Jahrhunderten ein — freilich durch nichts zu erhärtender — „natürlicher“ Zustand bedeutete.

Eine Untersuchung der Beziehungen zwischen Polen und Deutschland, die — sine ira et studio — das wirkliche Verhältnis dieser beiden Völker zueinander beleuchtet und klärt, darf daher mehr als rein historisches Interesse beanspruchen. Trägt sie doch zu ihrem bescheidenen Teil dazu bei, bestehende Mißverständnisse und irrige Ansichten zu zerstreuen, um damit gleichzeitig das Verständnis für die realpolitischen Grundlagen des Deutsch-Polnischen Freundschaftsvertrages vom Jahre 1934 zu wecken.

An den Anfang der Untersuchung sei ein Satz gestellt, der trotz seiner Kürze für den, der politisch zu denken versteht, die Grundlagen der Beziehungen eindeutig umreißt: Polen ist das einzige an Deutschland angrenzende Land, mit dem wir nie in einen Krieg, ganz gleich, aus welchem Grunde, verwickelt worden sind.

Da die eingangs gemachte Feststellung des Ineinanderfließens der Grenzen und der Bildung von bunten Sprach- und Volkstumsinseln auf den ersten Blick vielleicht den Gedanken einer mehr oder minder nachdrücklichen oder gar erzwungenen „Invasion“ aufkommen lassen kann, sei eine weitere Feststellung gleich angegeschlossen: Diese „Invasion“ war in Wirklichkeit nicht eine Folge gewaltsamer deutscher oder polnischer Vorstöße in das Grenzland, sondern eine friedliche Einwanderung von deutschen Einzelwesen und Gemeinschaften, die die Polen in gewollter und bewußter Förderung der Heranziehung deutschen Geistes- und Kulturgutes in ihr Land riefen.

Aber die deutschen Ordensritter! werden einige Neummalfluge einwerfen, die nicht wissen, daß gerade der Deutschordensritter von dem polnischen Herzog Konrad von Masowien im Jahre 1226 in den Nordostraum gerufen wurde, um zugleich mit der Christianisierung eine Kultivierung des Landes durchzuführen. Nachweislich hat der Orden, der eine geistliche Körperschaft war, eine ganze Reihe slawischer Siedlungen zum Christentum bekehrt und sie dann durchaus gleichberechtigt mit den ebenfalls begründeten deutschen Ortschaften behandelt. Der deutsche Ritterorden breitete sich auf einem Gebiete in West- und Ostpreußen aus, das nie zu Polen gehört und nie von Polen bewohnt war. Er hat öde Landstrecken durch seine Arbeit erst zu einem Sitze für Menschen umgewandelt und so Kulturboden errungen. Wäre der Orden nur von kriegerischen Gesichtspunkten geleitet gewesen, dann hätte er einzig und allein Burgen errichtet. Es gibt aber im ehemaligen Ordenslande nur in Anlehnung an die Städte solche militärischen Kastelle zum Schutze gegen Überfälle. Gleich den Feldern eines Schachbrettes überzog der Deutschritterorden das von ihm gewonnene Land mit Städten. Er erzeugte einen Verkehr dort, wo noch keiner bestand und schuf Möglichkeiten des Absatzes für den erst noch anzufekenden Landwirt.

Durch Befiedlung und Vebauung der in Besitz genommenen

Gebiete, schuf der Orden einen Staat, der zu den blühendsten, städte- und burgenreichsten Europas wurde. In der Zeit seiner größten Entfaltung umfaßte der Orden ein Gebiet von etwa 194 000 qkm, also mehr als ein Drittel des heutigen Deutschen Reiches.

Der Untergang des Ordensstaates ist dann nicht so sehr von Polen, sondern von seinen eigenen Angehörigen, von den preußischen Ständen, herbeigeführt worden. Die eigentums- und ehelosen preußischen Ritter konnten sich als Mönche nicht an Blut und Boden, nicht an die Lebenszusammenhänge, nicht blutmäßig an Familie und Kinder, nicht wirtschaftlich an Besitz und Eigentum gebunden fühlen. Sie befolgten auch nur mehr äußerlich die Ordensregel und wurden von ihren Ständen, den Bürgern und Bauern, nicht mehr als Beschützer, sondern als Bedrückter angesehen. So kam es, daß diese preußischen Gutsbesitzer und Städte zusammen mit Polen den Kampf gegen die Ordensritter aufnahmen. Die Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410 war daher nicht ein Kampf des Deutschtums mit dem Polentum, sondern ein Ringen zweier Staatsgebilde, des Ritterordens und Polens, wobei auch im Heere der deutschen Ritter undeutsche Kräfte mitkämpften.

Gewiß hat dann unter polnischer Herrschaft das ehemalige deutsche Ordensland eine schwere Leidenszeit durchgemacht. Aber wir dürfen darüber nicht die deutsche Einwanderung in altpolnisches Staatsgebiet übersehen.

Es gibt in Polen nur ein Städtewesen deutschen Ursprungs. Der Polenkönig Kasimir der Große hatte schon im 14. Jahrhundert die Deutschen als Städtegründer unter Zusicherung aller möglichen Vorrechte herangezogen und erklärt: „Deutsches Recht und deutsches Bürgertum bringen uns und den Bewohnern des Landes großen Nutzen“.

Im Mittelalter und in der Neuzeit entwickelte sich zwischen den Städten im Polenreiche, in denen überall Handel und Gewerbe in den Händen der Deutschen war, und den deutschen Reichsstädten ein lebhafter Handelsverkehr. Die meisten vornehmen Bürgergeschlechter Warschaws stammen aus Deutschland. Auch Krakau war lange Zeit geradezu eine deutsche Stadt. Der polnische Forscher Jan Ptasnik hat das Ergebnis der Begründung der Städte im Polenreiche durch Deutsche also gekennzeichnet: „Die deutsche Ansiedlung, besonders die städtische, war eine Wohltat für beide Seiten, den Deutschen sicherte sie Wohlstand, den Polen Ordnung.“ Die Rolle der Städte war geradezu erzieherisch. Die Universität Krakau ist von Mathäus, dem Sohne einer deutschen Patrizierfamilie und späteren Rektor der Heidelberger Universität, gegründet worden. Der polnische Professor Karbowiak hat festgestellt, daß Professoren- und Studentenschaft in der Blütezeit der Universität Krakau überwiegend deutsch waren.

Aber auch der polnische Adel und die Geistlichkeit haben jahrhundertlang die Einwanderung von Deutschen gefördert. Das deutsche Bauertum hat in Polen eine vorbildliche Kulturarbeit geleistet. Im Zeitalter der Reformation war der polnische Staat geradezu ein Hort religiöser Freiheit und nahm die um ihres Glaubens willen vertriebenen deutschen Protestanten auf. Das beste Beispiel gab das Domkapitel von Gnesen, das ebenso wie andere geistliche Besitzer, die Protestanten heranzog und ihnen rechtlich verbriefte, „den Gottesdienst nach ihrer Art auszuüben“. Im Dreißigjährigen Kriege, der Polen fast ganz verschonte, setzte ein deutscher Einwandererstrom die Neße entlang ein und führte die Warthe aufwärts. Es wurden nicht nur rein deutsche Dörfer angelegt, sondern die zuziehenden Deutschen setzten sich auch als Krüger, Müller, Schmiede mitten zwischen die polnische Bevölkerung. Der dem Deutschtum keineswegs sehr wohlgesinnte Professor für Landwirtschaft an der Universität Warschau, Wladislaus Grabski, stellte erst kürzlich fest,



Bild: v. Stwolinski.

Der Wawelberg in Krakau mit dem Schloß der polnischen Könige.

Ein in der polnischen Geschichte berühmter, allen polnischen Herzen teurer Ort, denn hier residierten Polens Könige bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, in der Zeit der größten Blüte des Reiches. Die prunkvolle Einrichtung wurde 1595 durch Brand vernichtet. Seit dieser Zeit wurde der Hof nur noch während der Krönungsfeierlichkeiten hier untergebracht. Die gewaltigen Summen, die die Restaurierung verschlingt, werden jetzt durch öffentliche Beiträge bestritten.

daß erst diese bäuerliche deutsche Siedlung in Polen eine bessere Bewirtschaftung des Bodens durchgeführt habe.

Wenn nun der polnische Staat trotz dieser Mitwirkung der deutschen Aufbaukräfte zusammengebrochen ist, wenn es überhaupt zu den Teilungen Polens kam, so trug daran einzig und allein der polnische Adel die Schuld. Diese Herrschicht hatte schließlich die ganze Macht im Polenreiche an sich gerissen und eine Willkürherrschaft errichtet. Der polnische Adel beraubte auch die Deutschen ihres Eigentums und ihrer Rechte. An seiner zügellosen, herrsch- und genußsüchtigen Oberschicht ist schließlich Polen zugrunde gegangen. Diese geschichtliche Wahrheit wird auch von polnischen Geschichtsforschern erkannt. So sagt mit Recht Bobrzynski: „Wir müssen in uns, in unseren Sünden und Fehlern den eigentlichen Grund unseres Unglücks sehen“. Und 1836 wird auf einer Kundgebung der „Demokratischen Gesellschaft“ Polens die damalige Rolle des polnischen Adels noch klarer dahingehend umrissen, daß er „um seine Privilegien besorgt, es vorgezogen habe, lieber das Vaterland ins Verderben zu stürzen, als auf seine Privilegien zu verzichten“.

Die Möglichkeit, seine erschütterte Stellung zu halten und zu sichern, sah der Adel in einer engen Verbindung mit Rußland, die schließlich so weit ging, daß man die Zarin Katharina zum Einmarsch russischer Truppen aufforderte. Der polnische Gelehrte Konopozynski hat das Problem ebenfalls klar mit den Worten gekennzeichnet: „Die ganze Frage, ob die Republik gefeilt würde, wann und auf welche Weise, hing schon längst vom Standpunkt Rußlands ab.“ Der Gegenspieler bei dieser innerpolitischen Auseinandersetzung war Preußen, das die den Staat wieder aufbauenden Kräfte stärkte und mit dem polnischen Staat im Jahre 1790, d. h. nach der ersten Teilung Polens (die dem westlichen Grenzland lediglich alten deutschen Kulturboden, nämlich das ehemalige, in überwiegender Mehrheit von Deutschen bewohnte „Ordensland“ zusprach), ein

Bündnis gegen Rußland schloß. Die preussische Politik wollte unter allen Umständen das polnische Reich als selbstständigen Staat gegenüber Rußland erhalten wissen. Die Zarin Katharina setzte sich dafür ein, daß Staatsreformen in Polen nicht zustandekamen und die polnische Wehrlosigkeit erhalten bliebe.

Durch die von Rußland 1793 und 1795 durchgeführten Teilungen wurde Polen von der politischen Landkarte gestrichen und Preußen vor vollendete Tatsachen gestellt. Die russische Geschichtsschreibung hat das damals zwischen Rußland und Österreich abgeschlossene geheime Schutz- und Trutzbündnis aufgedeckt, das den Krieg gegen Preußen vorsah, wenn es sich einfallen lassen sollte, mit bewaffneter Hand gegen die Vernichtung Polens zu protestieren. Die nun zweifelsohne falsch geleitete preussische Politik zwang nicht Polen, das zu existieren aufgehört hatte, sondern Österreich und Rußland, Preußen einen Grenzstrich zwischen Weichsel und Bug und Warschau zu überlassen. Der preussische Staat erhielt weit über seine Kräfte hinaus polnisches Gebiet. Waren doch damals unter den 9,5 Millionen Einwohnern Preußens 4 Millionen Polen.

Nach der zweiten Teilung Polens wurde Thaddäus Koszciuszko mit der von ihm gegründeten Legion der erste Kämpfer für die polnische Nationalidee. Und wenn auch 1794 Rußland über seine tapfere Schar den Sieg errang, so blieb doch sein Heldentum ein lebendiges Vermächtnis für das polnische Volk. Koszciuszko lehnte es aber auch später ab, sich an der egoistischen französischen Interessen dienenden Begründung des Großherzogtums Warschau durch Napoleon I. zu beteiligen. Trotz aller Drohungen blieb er bei seiner Weigerung. Wie recht dieser große polnische Nationalheld hatte, zeigte sich sehr bald. Gewiß, als Napoleon die polnischen Legionen für den italienischen Feldzug brauchte, da verkündete er in bombastischer Weise: „Die Wiederherstellung

Polens ist ein Teil des großen Werkes der Wiederherstellung des europäischen Friedens.“ Als dann aber Napoleon ein Bündnis mit dem Zaren Alexander I. plant, läßt er die polnischen Legionen unter aufgefahrenen Geschützen nach Haiti transportieren, wo sie elend als französische Fremdenlegionäre ums Leben kamen. In dem Großherzogtum Warschau, das von Napoleons Gnaden sein Dasein fristete, standen Freiheiten nur auf dem Papier. Die Franzosen selbst aber machten sich durch die Ausbeutung des Landes unheimlich verhasst.

Wenn später auch der Wiener Kongreß nicht den Wünschen der Polen nach Selbständigkeit Rechnung trug, so muß auch hier Frankreichs Rolle beachtet werden. Im Namen der französischen Regierung schlug Talleyrand eine neue Teilung Polens vor und erklärte in einer Denkschrift: „Die Besitzverhältnisse der polnischen Gebiete müssen auf den Stand von 1795 zurückversetzt werden“. Talleyrand bot sogar Preußen Warschau an und wollte die völlige Vernichtung des polnischen Volkstums. Der preussische Staat war aber damals klug genug, diesen Vorschlag nicht anzunehmen und sich zu bescheiden. So fiel der Löwenanteil des ehemaligen polnischen Reiches (80 v. H.) an Rußland. Diese Besitzverhältnisse, die der Wiener Kongreß schuf, hatten dann Bestand bis zum Jahre 1918.

In dieser Zeit der völligen Staatenlosigkeit Polens bildete sich in Paris eine polnische, hauptsächlich aus Adelligen bestehende Gesellschaft. Ihr Ziel war ein äußerlich selbstständiges Polen, das aber unter russischer Vormundschaft stehen sollte. Die selbstverständliche Voraussetzung dieser Pläne bildete die Errichtung der früher bestehenden Adelsvorherrschaft im polnischen Staate. Dabei spielte die Idee eine maßgebende Rolle, die Wielopolski in den Worten ausdrückte: „Der polnische Adel wird es zweifellos vorziehen, mit den Russen an der Spitze der slawischen, jungen, starken, zukunftsreichen Zivilisation zu streiten, als daß er sich gestoßen, beleidigt, verachtet, verhasst am Schwanz einer abgelebten, lärmenden, eingebildeten Zivilisation nachschleppen sollte.“

Über diesen für Rußlands Oberherrschaft über Polen schwärmenden polnischen Adel hielt Frankreich die schützende Hand und gab damit schon zu erkennen, wie wenig ihm an der Errichtung eines wirklich freien, selbständigen polnischen Staates lag. Napoleon III., der ebenso wie sein großer Onkel für die polnische Nationalidee hochtönende Worte fand, erklärte vor Ausbruch des italienischen Krieges seine Einwilligung zur Annexion Galiziens durch Rußland, wenn dasselbe Österreich den Krieg erkläre. Der polnische Politiker Dmowski hat sich im Jahre 1908 in seinem grundlegenden Buche „Deutschland, Rußland und die Polenfrage“ ganz in französischem Sinne für den Ausgleich mit Rußland ausgesprochen und wies Polen innerhalb des russischen Reiches eine geschichtliche Aufgabe. Das war also der klare Verzicht der bürgerlich-nationalen Gruppe der polnischen Nationaldemokraten auf die Freiheit Polens. Und diesen „Ausgleich“ wollte auch Frankreich, das dem gewalttätigen Zarismus rücksichtslos Polen opferte.

Der große Gegenspieler Dmowskis, Josef Pilsudski sah staatsmännisch klar, daß der Feind eines selbständigen Polens Rußland war und ist, und daß kein Ausgleich möglich ist. Die polnische Unabhängigkeit war für Pilsudski gleichbedeutend mit einem nationalen Sozialismus, der aber nicht eine Kaste, sondern das ganze Volk Polens erfassen sollte. In diesem Geiste schulte Pilsudski im österreichischen Galizien seit 1905 in seiner Kampftruppe (Wojowka) politische Soldaten; denn seine einzige Idee ist der Kampf gegen Rußland, der auch zugleich der Kampf für Polens Freiheit sein muß.

In derselben Zeit, wo Roman Dmowski während des Weltkrieges in Petersburg engste Fühlung mit Paris unter-

hielt, dem Zaren die alleruntertänigsten Gefühle der Polen aussprach und nur den völligen Anschluß an Rußland wollte, kämpfte Pilsudski auf seiten der Mittelmächte gegen Rußland. Er wurde dann auch an die Spitze der Militärkommission berufen, die der vom deutschen Generalgouvernement Warschau geschaffene vorläufige Staatsrat des Königreiches Polen am 14. Januar 1917 errichtete.

Pilsudski übernahm dann bekanntlich später 1918 als erster Staatschef die Regierung Polens. In den Augusttagen 1920 hat er noch einmal gegen Sowjetrußland, dessen Truppen bereits die Warschauer Vorstadt Praga besetzt hatten, den Kampf aufnehmen müssen. In einem vierundzwanzigstündigen Gewaltmarsch warf er die Russen zurück und schlug sie schließlich in die Flucht. Entgegen dem Vorschlag des französischen Generals Weygand, der die Räumung Warschaus empfahl, gelang dieses militärische Meisterstück. Hätte der Marschall Polens entsprechend dem Räte Weygands die Hauptstadt des Landes dem Feinde überlassen, so wäre wahrscheinlich aus psychologisch-politischen Gründen die Widerstandskraft des polnischen Volkes gebrochen worden.

Seit diesem „Wunder an der Weichsel“ glaubte die polnische Bevölkerung mit fast religiöser Inbrunst an die Person ihres Marschalls. Unzweifelhaft verdankte das Polen in der größten Not seine Rettung Pilsudski. Und wenn der damalige bolschewistische Heerführer Tuchatschewski erklärt hat, daß der Sieg Polens das Übergreifen der kommunistischen Weltrevolution auf Westeuropa verhindert habe, so unterstreicht auch Pilsudski in seinem Buche „Rok 1920“ diese These. So war der Marschall Polens Zeit seines Lebens ein Kämpfer für die Freiheit seines Vaterlandes vom russischen Joch.

Die Führer der Legionäre Pilsudskis regieren heute als Oberstengruppe Polen. Als politische Soldaten und soldatische Politiker haben sie 1926 mit dem Marschall einen autoritären Staat geschaffen. Dieses neue Polen lebt in die Zukunft hinein. Es sieht die Festigung seines Staatswesens nicht in einem Diktat von Rußlands und Frankreichs Gnaden, sondern in seinen eigenen Kräften und in den Gemeinsamkeiten mit den vom russischen Joch befreiten östlichen Völkern.

In seinen führenden Schichten erkennt Polen seine Aufgabe, aus kulturellem Verantwortungsbewußtsein ein Bollwerk gegen den Bolschewismus zu sein. Hat der kommunistische und damit nihilistische Bazillus erst einmal den Weg an die Weichsel gefunden, dann ist es unmöglich geworden, dieser Seuche Einhalt zu gebieten. Der Nihilismus, die vollkommene Zerstörung und Auflösung aller Lebensformen des europäischen Menschentums, würde eine vollendete Tatsache. Von dieser tiefen Einsicht in das geschichtliche Geschehen war Polens Marschall erfüllt. Er hat in bedeutungsschwerer Stunde Europa vor dieser ungeheuren Gefahr bewahrt und sich nie falschen Ansichten über das Wesen des Kommunismus hingeegeben, während die Nationaldemokraten, die Gegner Pilsudskis, mit Rußland und Frankreich zusammengehen wollten.

Polen und Deutsche als junge Völker befinden sich beide mitten in einem Verjüngungsprozeß. Der verstorbene Marschall gehörte auch zu den Jungen in der Politik und hat einen Staat geschaffen, zu dem die wehr- und ehrhafte polnische Bevölkerung mit Vertrauen emporblickt. Erst der feste Aufbau der Staatsleitung in Deutschland hat die Annäherung an das Polen des Marschalls Pilsudskis ermöglicht. Zur Erlösung eines Volkes sind keine Programme nötig, sondern Männer voll Willenskraft. Das Staatsleben ruht nicht auf der schlauen, ausgeklügelten Berechnung, sondern auf der willenskräftigen Handlung. Auch dem Frieden dienen nur Staatsmänner, die eine wirkliche Wiedergeburt Europas aus dem Geiste der Gerechtigkeit erstreben.



Die Alexanderkirche in Warschau.

Lichtbild: Dr. Paul Wolff.

Um Rande Europas.

Tagebuchblätter polnischer Reisen.

Von Heinrich Koiß*.

Die nachfolgenden Ausschnitte aus der polnischen Wirklichkeit sind die langsam gereifte Frucht langer und kurzer Polenreisen. Ich habe während meines häufigen Aufenthaltes in Polen zur Genüge Gelegenheit gehabt, Land und Leute kennenzulernen und die tieferen Probleme des noch immer im Prozeß des Werdens und der Entwicklung stehenden polnischen Raumes abzutasten. Persönliche Fühlungnahme mit Politikern und Militärs, mit Dichtern und Künstlern hat mir die allmähliche Einfühlung in die den Deutschen zuerst fremd anmutende slawische Umwelt erleichtert.

Die Skizzen erheben nicht den Anspruch, ein reistloses und allgemeingültiges Bild Polens zu zeichnen; sie streben im Gegenteil danach, die Fülle der Probleme aufzuzeigen, die hier an der Schwelle Asiens sichtbar werden, und an ihnen die Möglichkeiten wie die Spannungen des polnischen Raumes, sein west-östliches Doppelgesicht zu verdeutlichen.

Die geistige Einordnung der polnischen Wirklichkeit in das deutsche Gesamtbild war bekanntlich überaus heftigen Schwan-

kungen unterworfen. Die positive Einstellung, die Herder und mit ihm die politische Romantik der Slawenwelt gegenüber einnahmen, übersteigerte sich zu der leidenschaftlichen Polenschwärmerei des neunzehnten Jahrhunderts, die nur im europäischen Mitgefühl für das Schicksal der Griechen eine Parallele findet. Mit Bismarck und dem zweiten Kaiserreich folgte die antithetische Auflösung, die schließlich in dem dynastischen Zwischenspiel des Weltkrieges und in der widersinnigen Osteuropakonstruktion des Versailler Vertrages gipfelte. Heute erst, nachdem das entscheidende slawische Problem der staatlichen Erneuerung Polens zur Ruhe gekommen ist, finden wir uns auf höherer Ebene zu Herder zurück, dessen nationales Gedankengut in die konstruktiven Ideen des deutschen Nationalsozialismus eingegangen ist, und gewinnen so zum ersten Male wieder seit hundertfünfzig Jahren einen freien, ordnenden Blick gegenüber der verwirrenden Fülle östlicher Fragenstellungen.

So sind wir im Grunde gezwungen, fast wieder ganz von neuem anzufangen und von den einfachsten Dingen auszu-

* Vgl. „Die Quelle“, Seite 239.

gehen, um uns an ihnen ein neues, gefiltertes Bild des nahen Ostens zu erobern. Nicht umsonst hat die deutsche Revolution zu einem völlig veränderten Verhältnis gegenüber Polen und damit zu einer außerordentlichen Belebung des deutschen Interesses für den nahen Osten geführt: die klare Absage an den einstigen Kolonialimperialismus in jeglicher Form und die Bewußtwerdung uralter deutscher Aufgaben wandten naturnotwendig den deutschen Blick wieder gen Osten und lassen ihn hier schrittweise und mit stetiger Verwunderung Dinge und Entwicklungen sehen, an denen wir allzu lange unachtsam vorübergegangen sind.

Allmählich dringt uns die Tatsache wieder lebendig ins Bewußtsein, daß an den östlichen Grenzen Polens Europa zu Ende geht und eine neue Welt beginnt, eine andere Welt mit anderen Grundbegriffen und anderen Lebensgesetzen als die unsrige. Der Gedanke, daß Polen noch und Rußland nicht mehr in den europäischen Kulturkreis hineingehören, ist keineswegs neu; er lebte bereits im alten Reich und war Gemeingut der Europäer des fünfzehnten Jahrhunderts. Daß Polen den östlichen Rand Europas bildet, schließt aber eine andere Folgerung ein, die nicht immer ins Bewußtsein dringt: wo ein Ende und eine Schwelle ist, da sind auch Übergänge, und so möchte ich in den Gesamtgedanken dieses Buches auch das Thema einbegreifen, das man weder aus der Geschichte noch aus der Gegenwart Polens wegzudenken vermag: Stärker als in Rußland selbst hat man von Ostpolen aus einen ordnenden Überblick und einen schärfenden Einblick in die Welt des westlichen, russischen Asien.

Soll ich sagen, was ich mit diesen anspruchslosen Reiseberichten andeuten möchte, in denen ich ein Stück polnischer Wirklichkeit einfüge? Es ist gefährlich, wenn sich der Autor dem Leser verrät; er erregt Hoffnungen, die er vielleicht nicht erfüllt. Doch da — wie mir einst ein junger ukrainischer Irredentist zuraunte — die Fragwürdigkeit unseres Seins nur abgegolten wird, wenn sie mit der Wagnwürdigkeit unseres Lebens korrespondiert, will ich es sagen: Ich möchte, daß diese Blätter etwas von dem unaussprechlichen Duft werdender Dinge bewahren, jenen kaum in Worte zu fassenden herrlich-zarten Duft des östlichen Frühlings, dessen ergreifender Sänger kein Dichter und kein Fabulierer ist, sondern — welch gefährlich gespannte Klammer ist doch der Mensch! — ein großer Soldat und Staatsmann: der Erste Marschall Polens.

In einer Zeit, in der alle Werte fragwürdig geworden sind und neue, gänzlich andere, große Geseze heraufdämmern, in einer Zeit, in der wir Zwitterwesen zweier Welten — um es nach Herders Sinn zu formulieren — „im Widerspruch mit uns und der Erde“ sind, mag es gestattet sein, mit stärkerer Spannung dem Pulsschlag alles Werdenden zu lauschen. Niemals war die zerbrechliche Unsicherheit alles Lebendigen so erschütternd deutlich wie heute; und doch gerade mitten im wilden Sterben des großen Krieges stellte Péguy, jener Franzose, der wohl am meisten unter allen französisch war, das Banner seiner Mahnung hin: „Une voix qui manque, nulle autre ne la peut remplacer, et elle ne souffre pas d'être contrefaite!“

So wollen wir von neuem den schweren Anfang machen, das Werdende zu achten, gleichwohl, ob es uns vertraut annutet oder ob es uns fremd bleibt. Wir folgen den uralten Spuren deutscher Bauernzüge und spüren — da man nie weiter kommt als zu sich selbst — in fremden Spiegeln den eigenen Möglichkeiten träumend nach. Noch immer liegt, wie Moeller van den Bruck erkannte, die preussische Erde „unter unentschiedenen Himmeln!“

Südliches Polen.

Ich bin den ersten Tag unterwegs: früh am Morgen verließ ich das einsame Haus am Oderbruch. Im Osten verblaßten

die Sterne, über den Wiesen hängt der Nebel, die Steine auf der Straße glänzen feucht. Noch kein Schnee, obwohl der November zu Ende geht. In der vierten Nachmittagsstunde kam ich zur Grenze — keine Schwierigkeiten. Nun raste ich in einer kleinen polnischen Stadt unweit der Grenze. Ich kenne sie bereits von früher. Meine Großeltern haben hier ihre Kindheit verlebt, meine Urgroßeltern sind hier gestorben. Mein Zimmerchen im Gasthaus am Marktplatz liegt über dem großen Schankzimmer, aus dem lautes, polnisches Rufen herausschallt. Eben habe ich einen Gang durch das Städtchen gemacht; in der Straße wie auf dem Friedhof fand ich eine starke Mischung deutscher und polnischer Namen. Es ist das typische Bild der Völkergrenze, die sich wie ein breites Band von Wien bis Riga dehnt: auf diesem Streifen sind seit Jahrhunderten die Völker ineinandergewachsen, Blut mischte sich mit Blut, unentwirrbar ziehen sich die Fäden kreuz und quer. Kein Wunder, daß es heftig schmerzt, wenn hier jemand einen scharfen Schnitt wagt.

Morgen werde ich in Czestochau sein. Ich wanderte viel durch sumpfiges Land und näherte mich der Warthe.

Lange habe ich auf dem feuchten Stroh gelegen, zu müde, um schlafen zu können. Es gibt einen Grad von körperlicher und seelischer Ermüdung, der den Schlaf flieht, so sehr gleicht sie einer tiefen Erregung. Mein Kerzenstümpfchen wirft kläglich flatterndes Licht. Ich sehne mich sehr nach ein paar Tönen Musik, nach zwei, drei lösenden Akkorden. Pascal hat doch Recht: Wir leben wirklich von der Zukunft. Wir hoffen zuviel, und so leben wir ein vergleichendes Leben, in dem wir alles Gegenwärtige — Mensch und Beziehung — am Möglichen messen, statt an sich selbst.

Alles das ordnet sich überdies dem großen Gesez des Raumes unter, das wir unausgesprochen in uns tragen und das sich nur schwer ausdrücken läßt. Vom Raum, an dessen Maß das Auge gewöhnt ist, hängt alles ab. Hier, wo die endlose Ebene zu ihrem großen Rausch ansetzt, zu ihrer unlösbaren melodischen Verschlungenheit, lebt man in einer anderen Beziehung zum Raum als jenseits der Oder. Man sieht nur das Allernächste — alles andere ist fern und verschwimmt an unendlichen Horizonten. Wer sein Dorf verläßt oder seine Stadt — und im Osten sind mehr noch als anderswo selbst die großen Städte nur wenig mehr als eine zufällige Anhäufung von Dörfern oder kleinen Ortschaften! —, der schwimmt im grenzenlosen Raum. Aus dieser Raumbeziehung erklärt sich die schwache staatenbildende Kraft der Slawen, die Mühseligkeit ihres Verhältnisses zu einem Vaterland — auf der anderen Seite aber auch die bedeutende Wucht mancher slawischer Staatsmänner, die — wenn sie einmal die eingeborene Enge überwandten — mit außerordentlicher Kühnheit weit in den Raum hineingreifen und so häufig seltsam steile Staatsgebilde bauen oder bauen wollten. Nirgends auf der Welt gibt es eine so innige Verbindung zwischen Herrschsucht und Traum, zwischen kleinem Leben und großen Hoffen, wie hier im Osten. Selbst in das geistige Gefüge des Preußentums ist nicht wenig von diesen Elementen eingegangen, die dem raumgebundenen alten Europa so fremd und absonderlich, so töricht und so gefährlich erscheinen. Die Geschichte des großen Peter und seines letzten Erben Lenin, die Geschichte Kosciuszkos und Pilsudskis wäre ohne diese andersartige Raumbezogenheit kaum zu schreiben — letzten Endes nicht einmal die Geschichte des großen Friedrich und aller preussischen Gesichte.

Krakau.

Krakau! Heller Vormittag, schwingendes, schwebendes Glockengeläut vom Turm der Marienkirche; in den Gängen der Tuchhallen drängen sich die Menschen, kalte Wintersonne liegt über dem Ring. Ich wandere träumend durch die engen, giebelüberhöhten Straßen, als ginge ich im alten Nürnberg.

„Im Hof der
Jagiellonischen
Bibliothek auf dem
Wawel sinnt auf
hohem Sockel
Kopernikus
vor sich hin...“

Lichtbild:
v. Schwolinski.



Vor sechs Jahrhunderten war diese Stadt eine deutsche Stadt. Aus jener Zeit sind viele deutsche Namen hier geblieben. Aber die Zeiten der deutschen Predigt, die Jahre Beit Stoß' und die Jahrzehnte des edlen Wettstreitens zwischen den Zünften und Gelehrten Krakaus und Breslaus sind längst dahin. Seit vielen Geschlechtern ist Krakau eine rein polnische Stadt geworden; das Land hat den kolonialisatorisch fremden Charakter der Stadt aufgesogen. Seitdem Krakau zu Österreich gehörte, war diese Stadt sogar die eigentliche Kraftquelle für den geschichtlichen Regenerationsprozeß, der das polnische Volk das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch und in den ersten beiden Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts durcheinanderwirbelte. Hier organisierten die sozialistischen Stoßgruppen der PPS. bis 1908 ihre Terrorakte gegen die zaristische Gewalt; hier schulten sich bis 1914 die polnischen Legionäre Pilsudskis, jene Soldaten ohne Vaterland, deren Staat zunächst nichts war als ein kühner Traum. Von Krakau aus zog die Erste Brigade unter dem Zeichen „Josef Pilsudski“ ins Feld — und sie ruhte nicht, bis das Samenkorn im Acker der Zeit aufging und die Truppe zum Staat, ihr Führer der Nachfolger Kosciuszkos wurde.

Ein wenig liegt auch heute noch über dieser Stadt die Weichheit der österreichischen Atmosphäre: sie vermag große und kühne Gedanken zu lockern. Versuchung zum gestaltenden Traum ist ihr großer Reiz; im eigentlichen Kern ist Krakau die Stadt der künstlerischen Konzeption. Doch in diesem Vorzug liegt bereits die tiefere Einschränkung: die Stätte des Traumes und der Konzeption vermag nicht auch die Stadt der Tat, der entscheidenden Aktion zu sein. Der Gedanke, der hier begann, vermag nur in der kühleren, nüchternen Luft Warschaus Wirklichkeit zu werden — oder der Träumer muß in die Berge wandern, hinauf in die klare Bergluft von Zakopane. Der Weg nach Norden ist der politische Weg, die Straße nach Süden der Pfad der Künstler.

Wer in Krakau selbst zu bleiben wagt und den ungeschriebenen Gesetzen troßt, über dem liegt die Tragik halben oder ganzen Versagens, gleichgültig, ob das Werk, um das es ging, des Bauern-Politikers Witos' Liquidationskommission war — in der Tat ein allzu schüchternes Wort für eine neue Regierung! — oder ob es sich um die vielen Kunstlerschulen handelt, die Krakau kommen und gehen sah.

Diese Stadt ist der beschwingte, aus bunten Vergangenheiten redende Platz des Anfangs oder des Endes, hier kann



Lichtbild: Dr. Paul Wolff.

Die Domkirche auf dem Wawel — das polnische „Pantheon“.

man einen Traum beginnen oder ewig von ihm ausruhen. Dazwischen liegt Halbzeit und Sehnsucht.

Ehe ich weiterwandere, steige ich noch einmal auf den Wawel, der dem polnischen Volk der Jubegriff einstiger Größe und darum ein ewiges Mahnmal ist. Groß und klar steht die Silhouette des ehernen Reiters am Abgang und späht nach Osten: Kosciuszko hält ewige Wacht.

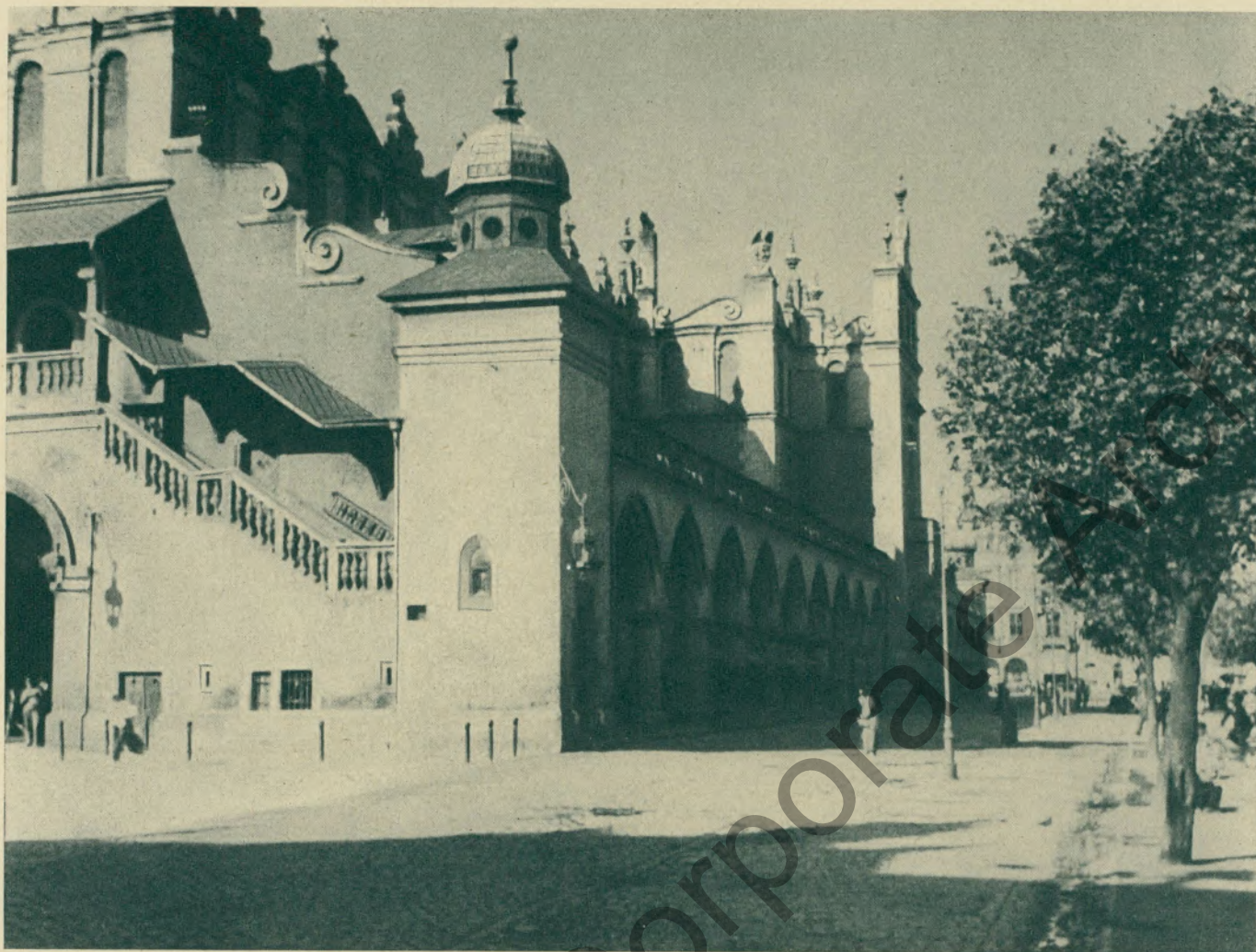
Im Hof der Jagiellonischen Bibliothek staut auf hohem Sockel Kopernikus vor sich hin, der neue Ordner des Himmels. Tiefe Ruhe liegt über dem gotischen Raum, dessen Helle seltsam mit dem Halbdunkel der Bogengänge und dem krausen Spiel der steinernen Geländerblumen kontrastiert.

In den Gräften der Domkirche ruhen die Könige, unter ihnen Sobieski, der Türkenieger, der Ritter der endlosen Urast; nicht weit von ihm die Grabmäler von Mickiewicz und Slowacki, des adligen und des demokratischen Kämpfers völkischer Not. Über den Gräften wölbt sich der widerspruchsvolle Bau der Kathedrale; mächtiger Orgelklang und herber Weihrauchduft decken den erhabenen Staub und schlagen eine leise Brücke zwischen völkischer und religiöser Andacht.

Karpathenland.

Es zog mich immer tiefer in die Berge hinein. Dabei aber offenbaren sich selbst in dieser winterstillen, schneeüberwölbten Landschaft unversehens Fragen und Seltsamkeiten. Ich meine nicht allein die Erinnerung an die blutigen Monate des Weltkrieges, die unter den Menschen hier überall lebendig geblieben ist; mir kam eine Episode aus dem Leben Pilsudskis in den Sinn, die hier in diesen Bergtälern gespielt haben mag, und die wie ein greller Blitz die ganze Zerrissenheit dieses Landes erhellt.

1914, blutige Kämpfe mit den Russen. Dem Kommandanten der Ersten Brigade kommt ein Trupp gefangener Russen entgegen, unter ihnen ein junger Bursche, der im Gespräch Pilsudski mit der Frage überrascht: „Sind Sie Litauer?“ Pilsudski bejaht die Frage, erkundigt sich nach dem Namen des jungen russischen Soldaten und stellt fest, daß dessen Vater und er selbst in Wilna Schulkameraden waren. Dem ersten schmerzlichen Eindruck von der bitteren Zerrissenheit des eigenen Volkes folgte bald ein zweiter: Pilsudski überfliegt die Papiere des Verwundeten und findet unter ihnen einen Brief der Mutter des jungen „Litauers“. Die



Die Tuchhallen auf dem Ringplatz in Krakau,
heute Abteilung des Polnischen Nationalmuseums.

Lichtbild: Höpfer 233.

alte Frau schreibt ihrem Sohn, daß sie täglich für den Sieg der — Russen bete! Diese Atmosphäre des Brudermordes, die an verschiedenen Fronten Polen gegen Polen trieb, diese ganze moralische Bürde, die der Krieg einem auseinandergerissenen Volke auferlegt, bedrückte Piłsudski — wie er selbst bekante — aufs tiefste.

Überhaupt besitzt Polens Erster Marschall ein deutliches Bewußtsein von der Zwiespältigkeit des Landes, dessen jüngste Geschichte sich in so vollkommener Weise in ihm verkörpert. Er ist wie kaum ein anderer der wenigen großen Männer Europas durch alle Möglichkeiten des politischen Menschen hindurchgegangen. Er kennt die Finsternisse des zaristischen Gefängnisses und die Trostlosigkeit der sibirischen Verbannung ebenso wie die Unlösbarkeit mancher politischen Situation und die Hoffnungslosigkeit langer Jahre des Mißerfolges. Das Leben hat ihn drei, vier Jahrzehnte lang böse hin und her geschüttelt. Übermächtige Willenskraft band ihn noch am Rande des Spiels mit dem Wahnsinn an die Wirklichkeit, die sozialistische Leidenschaft trieb ihn wie seine Gefährten in den Wirbel direkter Aktion. Dann machte ihn der zähe Wille zum Staat zum Soldaten und großen Feldherrn; im neuen Polen hütet er einsam das erträumte Ideal und baut an einer eisernen Basis gegen die Stürme der Zukunft.

Er und seine Soldaten haben dem polnischen Volk das stählerne Gitter einer soliden, fast ein wenig allzu preußischen Armee gegeben. — Die Erste Brigade überwand in langsam reisender Zielsehung die ihrem Volk eingeborenen Schwächen

scheindemokratischer Formalien; diese Ergebnisse lassen sich nicht wegdebattieren. Und doch: Polens Erster Marschall würde seine eigene Vergangenheit und die ganze Spannkraft seiner weiten Seele verleugnen, wenn er nicht vor sich selbst das Erreichte haarscharf abzuschätzen wüßte gegen das Erträumte, die Wirklichkeit gegen die Möglichkeit, das sichere Heute gegen das ungewisse Morgen.

Noch liegt in diesem Land die schwerste Bürde ungelöst auf seinen Schultern: aus dem Staatsvolk mag in enger Bindung an die Achtung der kulturellen Rechte der Minderheiten mit der Zeit ein höherer Organismus wachsen — aber noch immer ist die schreckliche Not des polnisch-slawischen Alltags der bedrohliche Explosivstoff des nahen Ostens. Piłsudski gab durch seine Persönlichkeit und seinen Lebensweg ein großes Versprechen: die ganze soziale Hoffnung der Massen hing und hängt nur an ihm. Getreue Helfer ringsum — aus den Kreisen der Alten und aus dem Bereich der Jugend — haben es mit materiellen und idellen Maßnahmen aller Art versucht. Aber sie selbst wissen es am besten: Noch immer ist Polen ein armes Land. Noch immer bleibt die große, letzte Verpflichtung bestehen.

Wer dem Gefängnis der Zaren entran, wer seit Jahrzehnten den Tod als Kameraden an seiner Seite kennt, wer aus nichts seinem Volk eine starke Wehr schuf, an der selbst die rote Brandung aus dem Osten zerschellte, wer die Erbsuche des polnischen Volkes, das unaufhörliche innere „liberum veto“, überwand und die Grundfeste eines neuen staatlichen

Systems legte — sollte dieser Mann nicht noch den letzten Schritt zu tun vermögen und dem neuen Staat auch ein neues Sozialrecht geben, das die unsägliche Not der Massen bannen könnte? Noch sind die weichen, biegsamen Ranken dieses frischen Volkskörpers allen heißen und kalten Winden von Ost und West ausgefesselt; noch seufzt der polnische Alltag unter der Last des fragwürdigen Morgen. Noch geben Mythos und Wirklichkeit nicht den reinen Ton jener Harmonie, von der gerade die Besten dieses Volkes stets geträumt haben.

Freilich wäre ein solches Werk der schimmernden Gerechtigkeit fast übermenschlich groß: der Schatten zaristischer Jahrhunderte läßt sich nicht mit dem Armel wegwischen. Aber die größten Aufgaben verlangen nach Verwirklichung wie die kleinsten, und nur die allerstolzesten Träume steigen in die Ebene der Realität herab. Unter dem Beispiel des Westens und der Mahnung des Ostens könnte im Filter Polen — da die Aufgabe gestellt und die Kraft vorhanden ist — das entscheidende Problem dieses Jahrhunderts eine reine Lösung finden.

Sommertage an der russischen Grenze.

Seltames Doppelspiel der Geschichte: in diesem Land wiederholen sich im historischen Ablauf wie im geistigen Prinzip die deutschen Jahrhunderte des preussischen Ostens. Noch ist jeder Bauernhof umstritten, noch wirken die völkischen Gegenkräfte des Ukrainers — aber nach ewigen Gesetzen ordnet sich Tag für Tag immer stärker diese weiche, ungeformte, werdende Welt wie die biegsame Ranke am geformten Bitter.

Josef Pilsudski hat einen weiten Wurf gewagt, als er im Rigaer Frieden die Grenzen Polens weit in den ungesügten Raum des Ostens hinauschoß und die großen Räume der westlichen Ukraine, die traditionsbeladenen Ebenen Wolhyniens und das düstere Sumpfland Polesiens in den eigenen Staatsplan mit hineinbezog. Aus der offen eingestandenem negativen Absicht des Raumschutzes gegen Osten ist bei ihm selbst wie bei den Männern, die seine Gedanken verwirklichen, längst der positive Wille gewachsen, dieses Land hier neu zu formen. Ein Werk von geschichtlicher Größe, das im Plan wie in der Möglichkeit der Konzeption dem friderizianischen Preußen ebenbürtig zur Seite steht.

Wagnisse, die nach Jahrhunderten rechnen, kann man nicht mit kleinen Bedenken zerlegen, die vom Alltag und von der Gegenwart dieser kurzen Jahre herkommen. Bei solcher Rechnung müssen tausend Möglichkeiten eingesetzt werden, die sich heute kaum ahnen lassen. Letzten Endes ist ja der Mensch trotz allem immer noch das explosivste Element; von der Kraft der Bauern und der Siedler, von der Wucht des gesamten kolonialen Prinzips wird der Erfolg nicht minder abhängen als von der nicht abzuschätzenden Gegenwirkung, die aus dem Osten kommt. Von Pilsudski her wölbt sich über dieses ungeformte Land, dessen Menschen noch wie die slawischen Urväter im letzten Winkel ihrer Seele unter tiefer Angst des Herzens seufzen, der weite Bogen eines tapferen Entschlusses, eines tollkühnen Traumes und einer bedingungslosen Tapferkeit, der die Hybris der antiken Götter ebenso fremd ist wie die heimliche Furcht vor dem eigenen Mut.

Daß diesem großen Traum die nüchterne, alltagspraktische Vernunft der Verwirklichung folgt — darauf allein kommt es an. Nur selten besitzt ein Volk den großen Atem, ein Jahrhundert hindurch oder länger den gleichen Pfad zu gehen. Der polnischen Neigung zur Wolkenphantasie den unerbittlichen Willen zur konsequenten Durchführung beizugesellen, ist die große Aufgabe staatspolitischer Erziehung, die den

jungen Geschlechtern des heutigen Polen gestellt ist. Eine preussische Aufgabe, wichtig und interessant genug, das starke und kolonialisatorisch geübte Element ostdeutschen Blutes in diesen Kessel des Werdens zu mischen.

Vielleicht gibt es den einen oder anderen unter den Staatsmännern Polens, der sich einmal die Regierungsakte des preussischen Friedrich vornimmt und an ihnen ein wenig von der genialen Unbekümmertheit lernt, die alle gesunden Elemente des eigenen Volkes wie fremder Nationen für den größeren „preussischen“ Zweck einspannte. Bei solcher Sicht gewinnen die völkischen Minderheiten Polens einen neuen Wert und eine neue Möglichkeit; je stärker ihre kulturelle Bewegungsfreiheit gewahrt bleibt, um so eifriger werden sie an der östlichen Sicherung dieses Staates mitarbeiten können.

So sinne ich über die Burgmauern hinweg in den hellen Tag hinein und opfere aufs neue der Lockung des Traumes. Unter mir wogt das junge Schilf im sumpfigen Gelände, und noch immer weht der Wind von Osten. Ueber der Stadt liegt im Sonnenglast des jungen Frühlingsgestirns eine seltsame feiertägliche Stille. Es ist Sonnabend, in das Schweigen des hohen Mittags hinein fallen tropfenweise verwehte Glockenklänge aus nachbarlichen Dörfern.

So wie ich jetzt ins Land hinausblicke, hielten einst die Kriege herrscher Vitauerherzöge Tatarenwacht; sie schützten das Werden und Wachsen ihrer gemeinsamen polnisch-litauischen Heimat auf eigene Weise. Inzwischen sind Jahrhunderte vorübergezogen und haben die Welt verändert. Die Grenze der Zivilisation wanderte nach Osten, und der europäische Krieg vollendete den Einbruch ins russische Land. Die russische Tiefenwirkung, an der Napoleons Englandhaß zerbrach, hat ihre Dimension erheblich eingebüßt; der Weg von Luck bis Kiew ist nicht weiter als die Fahrt von Warschau nach Lemberg, und selbst der Weg von Minsk bis Moskau ist zum bescheidenen Maß einer einzuordnenden Größe herabgesunken. So schrumpft die Ferne langsam zusammen und paßt sich dem wachen Bewußtsein an. Europa rückt vor.

Daß die Deutschen in Polen an diesem Gesamtgeschick ihres Volkes geistig teilhaben, ob sie auch außerhalb der Grenzen des Kernvolkes ihr Leben bauen, macht ihre Bürde und ihre Aufgabe aus. Im Wurf der Jahrhunderte weit hineingestreut in den ganzen nahen Osten bis zur Wolga, im polnischen Oberschlesien, in Posen, in Galizien, in Wolhynien und im Lubliner Land ein städtisches oder ein bäuerliches Leben führend, abseits der gesammelten völkischen Kraft der Heimat und doch in allen großen Linien des Geistes und des Blutes untrennbar mit ihr vereint, Splitter, in deren kleinstem Stück noch ein wenig ordnendes Preußentum, sächsisch verwitterte Liebe zur Scholle, fränkisch-schlesische Verträumtheit lebendig ist, leise verglimmernder Rest jener pädagogisch bildenden Leidenschaft der Deutschen, die in Herder, Kant, Fichte und Hegel der erstaunten Welt endgültige Wegzeichen setzte — das alles lebt in Keimen und Ansätzen, in Möglichkeiten und in Wirklichkeiten, in willentlichen Vorfällen und im kleinen Werk des Tages in den deutschen Volksgruppen des nahen Ostens. Das alles — und noch viel mehr: nämlich jenes ordnende Gesamtprinzip, das zu jeder deutschen Stammesart ergänzend hinzutritt und aus dem Preußen, Sachsen, Franken, Bayern erst den Deutschen macht, der eingeborene, schicksalhafte Wille, das Chaos des Lebens zu sichten, dem Werden Gesetze zu geben, das am Tag Erreichte in feste Form zu prägen, damit es über Nacht nicht wieder auseinanderfällt.

Man müßte einmal die Naturgeschichte jener unzähligen deutschen Geschlechter schreiben, die seit Jahrhunderten in den Osten gezogen sind und dort, als Städtegründer und als Bauern, als Klosterleute und als Grundherren, als Heilige und als Staatsminister ihr Werk geleistet haben. Abseits aller



Im
Warschauer Ghetto.

Lichtbild:
Dr. Paul Wolff.

Grenzen und Zufälligkeiten des einzelnen würde ein solches Gesamtbild immer wieder zeigen, wie das der tsche Element sich auf die Seite des Seins schlug und dem werdenden feste Formen gab, wie es anregte und auslöste, wie es den slawischen Völkern half, zu sich selbst zu kommen. Dieser Prozeß jahrhundertelanger deutscher Kraftabgabe in den Osten ist nicht abgeschlossen; er wird wahrscheinlich überhaupt kein Ende finden wie jeder große geschichtliche Prozeß wechselseitigen Gebens und Nehmens — und weil im ostdeutschen Blut heute so viel slawische Ströme schwingen, daß von Königsberg bis Breslau bei jeder Entwicklungsstufe des slawischen Ostens das geheime Gefühl durchschlägt, daß es hier auch um Eigenes geht, daß es sich um völkische Prozesse handelt, für die wir — Geben verpflichtet stärker als Nehmen! — mitverantwortlich sind.

So manchen fühlen Frühlingsabend hindurch bin ich mit jungen deutschen Bauernsöhnen an frisch bestellten Feldern entlang gegangen, und wir rührten an dieses oder jenes. Erst wenn die harte Schicht der Alltagsforger weggeräumt

war, sprangen die Brunnen der Seele auf; aber noch hinter der sprödesten Andeutung offenbarte sich ein stolzes Bewußtsein völkischer Leistungsfähigkeit und ein rasch aufleuchtendes Gefühl für das Gewicht größerer Zusammenhänge. Längst hingen die Sterne hoch über den mächtig rauschenden schwarzen Wald, ehe wir ins Dorf heimfanden und dort im Kreise der Alten noch einmal dieses oder jenes flüchtige Gewebe der Gedanken aufnahmen, um es gründlicher weiterzuspinnen. Dann mußte ich von Deutschland berichten, und alle schwiegen. Bis einer nach dem anderen schwer seufzend aufstand, gute Nacht wünschte und sich im Dunkel der nächtlichen Dorfstraße verlor.

Polhynien.

Wieder stehe ich auf der Mauer der Burg und lausche in den Abend hinein. Das bunte Gewirr ringsum versinkt im tiefen Schweigen; ein langer, trostloser Regen hat die Ferne verhüllt, aus dem Sumpfland zu meinen Füßen dampft

wallender Nebel. Eintönig trommeln die Tropfen auf das Dach der Schutzhütte, in der ich stehe.

Mit tausend Stimmen sprach Wolhynien zu mir; das wilde Leben, das über diesen Boden dahingestampft ist, die an Spannungen so reiche Gegenwart, Leid und Hoffnung der Bauern, Wille zur Herrschaft und Wille zum Volk, herrische Lust am Gestalten neuer Formen und dumpfe Abwehr eines noch zum unbekanntem Eigenziel wandernden Volkes, heißer Glaube und zweifelnde Herzen, stolze Träume im hellen Glanz des Sonnenmittags und die letzten, verklingenden Töne der Geigen im Kerzenschein, erschütternde Einsichten in alle Möglichkeiten unruhiger Seelen — alles, alles nehme ich mit und verbinde es für immer mit dem Namen dieses seltsamen Landes, das — so übergelb an geschichtlichem Leben — heute noch ebenso am Anfang zu stehen scheint wie vor fünfhundert Jahren. Wozu der Aufwand dieser Ströme Blutes, wozu das unaufhörlich neue Ringen zahlloser Geschlechter? Der Sinn des Lebens und der Völker versichert mit dem tropfenden Regen, nur diese Burg scheint ewig zu sein, die sumpfige Wiese und der rauschende Wald, der sich sinnlos Jahr für Jahr erneuert. Auf leisen Füßen wandert dieses Land durch die Geschichte — ab und zu horcht es erschrocken auf, wenn die Erde vom Marsch fremder Bataillone und vom wilden Stampfen der Soldatenpferde erdröhnt; dann versinkt es wieder schweigend im Kreislauf der Gezeiten.

Oder haben diese Ebenen, in denen mitten aus Wald und Heide plötzlich hier und da ein prächtiges Schloss ersteht, in denen der Bauer zeitlos seine Pflicht am Ackerboden erfüllt, in denen Polen langsam gen Osten vererbt — haben diese Ebenen im Chor der Welt doch ihre eigene Melodie? So still ist dieses Land, man muß sich tief zu ihm herabbeugen, wenn man das leise Geflüster erhaschen will, mit denen es stockend das eigene Lebensgesetz, das tief verschleierte Geheimnis preisgibt:

Ewiges Bauernland an der Schwelle Asiens, letzte Station Europas; hier liegen — von der Natur gewollt — alle Möglichkeiten einer reichen, dörflichen Kultur, die auf einer bis ins letzte genossenschaftlich durchorganisierten Basis ruhen könnte. Hier müßte Polen als Wortführer Europas eine vielfältig gegliederte bäuerliche Ordnung schaffen, die Muster und Beispiel ist gegenüber einem asiatischen Osten, der nach Mongolenart mit Menschenleibern Geschichte schreibt. Eines Tages wird der Großgrundbesitz in diesem Lande zerschlagen werden müssen, und friedlich werden in den Dörfern und auf den Einzelhöfen Wolhyniens die Polen, die Ukrainer und die Deutschen nebeneinander leben, jeder in die lebendige Fülle eigenen Volksgutes eingehüllt; gemeinsam werden sie mit ihren Leibern die alte und die neue Heimat Erde gegen Osten decken, und das jahrhundertlang in die Weltgeschichte hineinräumende Land wird seine Bauernöhne in die Städte schicken, sich die Cerungenschaften der Zivilisation anzueignen und sie dem Dorfe, dem ewigen Ackerboden dienstbar zu machen. Wolhynien, das ist eine große Aufgabe: hier kann endgültig und mit geschichtlicher Beweiskraft das große Beispiel einer Bauernkultur geschaffen werden, zu der die Völker des Westens noch einmal wallfahrten werden.

Europa bedarf im Osten dieses bäuerlichen Gegengewichtes, um nicht nur in den einzelnen Völkern, sondern als schicksalhaft miteinander verbundene Gesamtheit wieder zu sich selbst zu kommen. Scheint heute nicht alles auseinanderzufallen und sich dem Absonderungstrieb verzweifelter Atome zu überlassen? Der europäische Mensch, im modernen Leben ein gebehtes Stück Wild, bedarf am Rande Europas einer solchen unerschütterlichen Kraft, die ihn von den verspielten Krämpfen intellektueller Übersteigerung befreit und ihm spiegelhaft die eigenen Lebensgesetze ins Gedächtnis zurückruft. Kommen wir nicht alle von den Bauern her? Soll nicht jeder von uns

sich der gebändigten Kraft erfreuen, ruhig, Schritt für Schritt das ihm gesetzte Ziel zu vollenden?

Es gibt im Denken der europäischen Völker eine große organisch-biologische Wachstumslinie, die von Bergson und Claudel über Nietzsche, George, Spengler, Rilke und Kolbenheyer zu Josef Conrad und zu Pilsudski führt; Moeller van den Bruck und Jeroniski, Otto Flake und Kazimierz Wierzyński gehören in die gleiche Front: philosophisch und dichterisch, in Lehrgebäuden und in Fragmenten, in wachen Versen und knappen Worten, die wie helle Blitze aus dem Dunkel hervorleuchten, haben sie gemeinsam ein neues Menschenbild geformt, ein diesseitiges freilich, das tapfer und entschlossen seinen irdischen Weg geht und im Rahmen der ihm zugemessenen Wahrheit seine eigenen Gesetze restlos zu Ende lebt — sie schufen einen neuen Typus menschlicher Gattung, der wie eine Blüte langsam der Reife entgegenwächst, der bewußt an den ihm persönlich gesetzten Aufgaben arbeitet und sich selbst als reisende Frucht empfindet.

Dieser neue, europäische Mensch hat ein zweifaches Verhältnis zur Umwelt: er empfindet die Lust der Gestaltung an wechselnden Lebensformen und greift mit kühner Entschlossenheit in den Ablauf des Lebens ein, aber er fühlt gleichzeitig auch die gestaltende Kraft der Welt ringsum und läßt den Meißel des Lebens still über das eigene Antlitz gleiten. Er spürt wieder mit neu erwachter Deutlichkeit das Nachwirken dunkler Ahnenschicksale im eigenen Blut und fügt aus eigenem ein wenig freudige Kraft hinzu, um das gesammelte Erbe geläutert an das Geschlecht weiterzureichen, das nach ihm kommt. Ahn und Erbe zugleich, wird er wieder mehr Mensch, als es die Geschlechter vor uns waren; langsam fallen die Hüllen der Furcht und der Einsamkeit von ihm ab, er mißtraut den Verführungen des Gesetzes und wappnet sich mit einem tieferen Stolz, an dem das Straßengeschrei großer und kleiner Gaukler abprallt. Wie unter Zauberhänden gewinnt vor seinem prüfenden Auge der geschichtliche Weg der Völker, und vor allem seines eigenen Volkes, einen anderen Sinn und andere Akzente; Schätzungen, die seit Jahrhunderten als unerschütterlich galten, entwerten sich plötzlich, und andere Sterne glänzen über dem Horizont.

Mit diesem neuen Menschenbild zog eine neue Werteschatzung politischer Macht ins Land; nicht um der Herrschaft willen hält man sie in Ehren, sondern weil sie wieder ihren ursprünglichen Sinn gewonnen hat, den alten, ewigen Sinn alles Herrschens: Menschen zu formen, ganze Geschlechter umzubilden, den Völkern neue Werte ins Herz zu hämmern. Die neuen Staatsmänner Europas sind von einer leidenschaftlichen Lust politisch-menschlicher Erziehung erfaßt; sie beginnen wieder mit dem alten, großen Schöpfertraum, Menschen zu formen nach einem Ebenbilde, dessen Gesetze noch ungeschrieben sind. Europa verjüngt sich, und der neue Wein, der „in des Lebens kunstgetriebene Schale“ fließt, stammt aus der Ewigkeit und aus der Zeit . . .

Mit einem letzten Blick nach Osten und nach Westen nehme ich Abschied von diesem zwiespältigen Land und von diesem Frühsummerregen, der warm in die Ackerkrume sickert und dem reisenden Korn fruchtbare Feuchtigkeit zuteilt. Langsam wandere ich von der Burg die hügeligen Straßen hinab und ziehe nordwärts aus der Stadt, die sich im Durcheinander der Erscheinungen und in der Fülle der Gesichte dem fremden Wanderer so schwer erschließt.

Der Marschall.

Während die letzten Seiten dieser Aufzeichnungen aus der Maschine kommen, meldet Warschau die erschütternde Nachricht vom Tode des Marschalls Pilsudski. Ein an Mühen



An der
Weichsel.

Lichtbild:
Dr. Paul Wolff.

und Qualen, an Erregungen und Erfolgen überreiches Leben hat sein Ende gefunden. Der Verlust, den der polnische Staat und das polnische Volk mit dem Tod dieses großen Soldaten und Menschen erlitten hat, läßt sich kaum in Worte fassen. Jahrzehntelang hat er allein alle Sehnsüchte und alle Hoffnungen Polens verkörpert; sein unbeugsamer und gerade in den schlimmsten Stunden unendlich zäher Wille überwand in einsamer, nur von den Männern seines engsten Vertrauens geteilter Arbeit alle äußeren Störungen, die den jungen Staat bedrohten und die inneren Schwächen, die ihm gefährlich werden konnten. Seine ununterbrochene und harthäckige Aufopferung, die immer wieder auf Kosten seiner eigenen Nerven und seines eigenen Körpers ging, hat ihm geholfen, das große

Werk zu vollenden, von dem er schon als Kind im Elternhause geträumt hatte. Er gab Polen ein Staatsgefüge, das starke Stürme zu überdauern vermochte, er gab diesem Staat den Soldaten und die militärische Disziplin, deren dieses Land bedarf, um im Chaos des eigenen Werdens eine sichere Basis zu haben; und er hat selbst einmal erklärt, daß er sich der Hoffnung hingebte, im neuen Polen auch einen neuen Menschentypus geschaffen zu haben.

Bis zum Jahre 1930 hatte der Marschall häufig zu seinen Legionären und zu seinem Volk gesprochen. Seitdem jedoch im November des gleichen Jahres der letzte Durchbruch ins Volk erfolgt war, den das von ihm geschaffene politische System zur endgültigen Verankerung nötig hatte, hat er

geschwiegen. Schon wenige Jahre zuvor hatte er einmal vor den Männern seiner Ersten Brigade das Fazit seines Lebens gezogen: „Ich habe das Examen meines Lebens bestanden. Ich möchte wünschen, daß jeder meiner Soldaten, wenn er sich an die Brust klopft, von sich das gleiche behaupten darf und die gleichen Worte sagen kann: ‚Ich habe das Examen meines Lebens bestanden.‘“

Als Josef Pilsudski 1933 von Pitkieliszi aus jenen schönen Brief an seine Legionäre schrieb, da mag ihn selbst in leiser Borahnung eine Stimmung des Abschiedes überkommen haben, und er hielt sich deswegen noch einmal für verpflichtet, sein eigenes Leben in wenigen und offenherzigen Worten zusammenzufassen. Diese knappen Sätze sind so echt und gehören so tief zu der ganzen inneren Haltung seines Lebens, daß auch an diese menschlich schlichten Feststellungen erinnert werden darf:

„Ich sitze am Ufer des schönen Sees von Pitkieliszi, lausche dem leisen Gemurmel der sanft rauschenden Wellen und denke zurück an die Tage unserer ungestümen, an Abenteuer überreichen Vergangenheit. . . Allzu häufig tauchen vor meinem Geiste wieder jene Stunden des Grauens und der seelischen Erschütterung auf, die wir so lange und so zahlreich miteinander erlebt haben — jene Stunden, in denen unsere Herzen vor Schmerz und Qual fast brachen, in denen unsere Stirnen feucht wurden von blutigem Schweiß. Immer wieder habe ich damals zum Ausharren und zur zähen Hartnäckigkeit gemahnt. . . Wie stolz und wie schön war unsere Arbeit, wie jugendfrisch unsere Beharrlichkeit, wie wunderbar der Lauf der Ereignisse! Während ich an jene Augenblicke zurückdenke, in denen es um die schwersten Entscheidungen ging, spiegeln sich hier in den blauen Wellen des Sees fröhliche, liebe Gesichter, geliebte Kinderaugen voller Heiterkeit und wachen Lebens. . .“

Der Tod des Marschalls löst neben der aufrichtigen Trauer über das rasche Verlöschen dieses reichen und reifen Lebens erneut ein Gefühl für den Prozeß des Werdens im polnischen Raum aus, eine noch einmal besinnlich prüfende Wertung all der Dinge, die in diesem Staat und in diesem Volk noch unterwegs sind. Nun, da die stolze Erscheinung des großen Staatsmannes nicht mehr über Polen wacht, wird sich entscheiden, wie tief die Arbeit seines Lebens reichte und ob es ihr gelang, bis an die Wurzeln zu kommen. Die Männer, die sein militärisches Erbe antreten, die Generale Rydz-Śmigły und Kasprzycki, sowie der unbestrittene Erbe der Politik des Marschalls, Oberst Ślawek, der „große Zweite“ in Polen, geben die sichere Gewähr dafür, daß jetzt, da der Marschall zu Grabe ging und an seiner Stelle der um ihn gewachsene heldische Mythos wirksam wird, das Ruder des Staates in der sicheren Hand der Männer von der Ersten Brigade verbleibt. Sie haben ihren Kommandanten verloren, aber sie haben sich in seine politische Haltung so restlos eingelebt, daß er durch sie mit der gleichen inneren Kraft weiterzuwirken vermag, die bisher von ihm in diese ungefüge Welt des Werdens und der Entwicklung ausstrahlte. Es gibt kein größeres Lob für die Staatskunst eines großen politischen Menschen als dieses, daß sein Werk über ihn selbst hinaus Bestand zu haben vermag und kraft seiner eigenen Leistung in der von ihm gesetzten Bahn vollendet werden kann.

Ausklang.

Tag für Tag steigt hinter Warschau die östliche Sonne aus den Nebeldämpfen der Pripjetsümpfe empor und beginnt ihren Lauf über die Ebenen Polens und Preußens; unten aber im vielfach zerschnittenen Gelände bewegt sich im mühsamen Ringen mit allen Gewalten der Natur, der menschlichen

Gesellschaft und der Einzelseele all das dem aufsteigenden Gestirn entgegen, was wir mit einem vagen Begriff als abendländische Kultur zu bezeichnen pflegen. Man muß sich lange Zeit in Polen umgeschaut haben, um wieder ein Gefühl für den tieferen Sinn dieser beiden Worte zu finden, die alle Kämpfe und Hoffnungen, alle Sehnsüchte und Träume Europas umfassen. Nach so langem Suchen werden dem müden Wanderer diese Worte wieder lieb und erschließen ihm noch einmal die tiefen Werte des einsamen Kampfes um die geistige Formung des individuellen wie des völkischen Lebens. Ungebrochen wölbt sich von dem zweiten Staufens-Friedrich, den man nicht zu Unrecht als den ersten großen Europäer rühmt, durch die Jahrhunderte und die wach gewordenen Völker eine steile Brücke seelischer Gestaltwerdung in unsere Zeit und in die Räume am Rande Europas.

Es gehört zu den tiefsten Geheimnissen der Menschheitsgeschichte, daß mitten im Ablauf historischer Entwicklungsgänge ein buntes Spiel von Wirkungen und Gegenwirkungen einsetzt, bei denen — wie immer, wenn das irrationale Element der menschlichen Aktivität in Erscheinung tritt — alle Kaufgesetze feierlichen Thronverzicht leisten. Im gleichen Augenblick, da Polen am Rande des Erdteils sich seiner abendländischen Pflicht bewußt wird, vollziehen sich in allen lebendigen Volksgruppen Europas Umwälzungen des individuellen Weltblicks und der Geltungsfolge völkischer Werte. Der kraftlosen Freiheit müde, suchen die Völker des Abendlandes nach neuen Bindungen und nach wirksameren Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Spiel und Gegenspiel dieses noch Jahrzehnte anhaltenden Prozesses haben — und das ist kein Zufall — im polnischen Raum eine Situation geschaffen, die angesichts der Unruhe Europas und der Totenstarre Rußlands einen ordnenden Ausgleich zwischen Zwang und Freiheit, zwischen Menschenwürde und Menschenpflicht notwendig macht.

In einer solchen Welt des Werdens großer Dinge — ostwärts der Oder dehnen sich auch heute noch die Möglichkeiten Preußens und Polens weit in die endlose Fläche — gibt es Zeiten, die der starken, gestaltenden Faust des soldatischen Staatsmannes bedürfen. Preußen wie Polen hat zur rechten Stunde solche Männer gefunden. Aber schon in der Persönlichkeit Pilsudskis zeigt sich der Übergang an: die kommenden Jahrzehnte bedürfen in stärkerem Maße als die verfunkenen Jahre in diesem ungefügen Raum des politischen Erziehers, dessen leise führende Hand die seelische Energie nicht verbirgt, die ihn treibt. In der Pädagogik aber macht man keine Experimente, ohne nach menschlicher Voraussicht des Erfolges sicher zu sein. So tritt in unseren Jahren Osteuropa nach einer Periode stürmischen Werdens in eine Zeit stilleren Wachstums, in der neben dem Soldaten der große Erzieher im Kreis der führenden Männer steht. In einem tiefen Gefühl der letzten Verantwortung für so viele knospende Möglichkeiten völkischen wie individuellen Werdens leistet er gern auf alle verführerischen großen Worte Verzicht und gibt sich restlos seiner schöpferischen Aufgabe hin. Er bleibt sich der Liebe dieser europäischen Jahrzehnte zum „gefährlichen Leben“ bewußt, aber er bändigt diese auch ihm selbst eigene Neigung mit jener besinnlichen George-Erkennntnis, die dem Erzieher gilt wie dem Staatsmann, und die als leise Mahnung vor jedem steht, der fremdes Schicksal zu gestalten verpflichtet ist:

Du darfst nur tun,
Wenn du im tiefsten glaubst.
Du weißt:
In deinem Amte
Ist Versuchen Freveltat.



Marschall
Piłsudski während
der Parade am
Kosciuszko-
Hügel.

Bild:
v. Ercolinski.

Gesetz und Ehre.

Eine Rede von Josef Piłsudski.

Mit einem Vorwort und einer Einleitung von Heinrich Koß^o.

Ob als Revolutionär und Verschwörer, als Soldat und glühend verehrter Kommandant der Ersten Brigade, als siegesgewisser Feldherr in den schwersten Augenblicken angesichts der vor Warschau aufziehenden roten Flut, oder als weitsichtiger Staatsmann und starker Erzieher seines Volkes — immer legt im Leben und im Bericht der Führer des wiedererstandenen Polen Zeugnis ab von der Wahrheit seiner Jugendjahre, der er unbeugsam treu blieb: keine soziale Gerechtigkeit ohne nationale Freiheit, kein starker Staat ohne starkes Volk.

Die Fülle der menschlichen Erkenntnisse, der tapferen Soldatenerfahrungen, der strategischen Wahrheiten und staatsmännischen Bekenntnisse dieses reichen und stolzen Lebens gliedert sich ohne Zwang, zumal Josef Piłsudski in tiefer psychologischer Selbstprüfung stets gewöhnt war, von seinem Lebenswerk vor sich selbst Rechenschaft abzulegen.

Der literarische Niederschlag des Lebens Piłsudskis be-

^o Vgl. „Die Quelle“, Seite 239.

gleitet alle diese einzelnen Stappen seines seltsamen und ungewöhnlichen Entwicklungsganges. Der Marschall ist nicht nur Soldat und Staatsmann, sondern auch ein großer Schriftsteller. Der ihm eigene Stil spricht ebenso sehr von unaufhörlicher Lebensnähe wie von einem starken Empfinden für die Selbstgeltung alles Geistigen. Wie er keinen Augenblick davor zurückschreckt, seinem Volk die bisweilen recht bittere Wahrheit zu sagen, so prüft er auch sich selbst mit psychologischer Schärfe. Tiefe, innere Klarheit zeichnet ihn nicht minder aus, wie jene ironische Grundhaltung, aus der ein mühsames Leben spricht.

Aus allem, was Josef Piłsudski in seinem Leben geschrieben und gesagt hat, spricht der schlichte Ton eines geraden und bis ins Letzte einfachen Menschen. Er ist und bleibt im Kern seines Wesens Soldat. In seinen politischen und menschlichen Reden, in seinen militärwissenschaftlichen Schriften und soldatischen Erinnerungen zu blättern, gehört zu den aufschlußreichsten und erschütterndsten Erlebnissen eines politischen

Menschen. Hier spricht ein an inneren Erfahrungen und tiefsten menschlichen Einsichten überströmender Geist, ein Mann, der die verborgensten Geseze des Willens und der Zucht kennt. Gerade diese Grundhaltung des erfahrenen Marschalls im Warschauer Belvedere macht uns seine Gestalt so vertraut. In seinem Zeichen hat Polen den geschichtlichen Schritt der freundschaftlichen Annäherung an das deutsche Volk vollzogen und in die friedensbereite Hand des deutschen Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler eingeschlagen. Die von Pilsudski ausstrahlenden moralischen Kräfte erscheinen uns als die beste Gewähr dafür, daß der große Akt erneuten Sichkennenerlernens der beiden tapferen Nachbarvölker an der Schwelle Osteuropas eine kraftvolle Einleitung gemeinsamer Arbeit auf allen Gebieten des politischen und wirtschaftlichen Lebens bedeutet.

Einführung.

Nach dem Rigaer Frieden mit Rußland konnte sich Marschall Pilsudski als Staatsoberhaupt und oberster Führer der polnischen Armee endlich dem inneren Aufbau Polens widmen. Er stieß jedoch bei den Parteien, vor allem bei seiner alten Gegnerin, der Nationaldemokratie Dmowski, die in ihrer russophilen und reaktionären Einstellung noch aus der Zeit der Legionärsbewegung her während dem Kriege Pilsudski eine unveröhnliche Feindschaft entgegenbrachte, auf große Schwierigkeiten. Bald ergaben sich parlamentarische Mißbräuche aller Art. Die innerpolitischen Gegner des Marschalls wählten mit allen Mitteln der Verleumdung und der unsaubersten persönlichen Heße gegen ihn und seinen Staat.

Von 1918 bis 1922 hatte der Marschall die höchste Militär- und Zivilgewalt in Polen inne. Als schließlich die neue Verfassung Polens von Sejm und Senat beschlossen war, die die Rechte des Staatsoberhauptes zugunsten des Parlaments stark beschränkte, weigerte sich Pilsudski, diese Scheingewalt zu übernehmen. Am 9. Dezember 1922 wurde sein Freund Gabriel Narutowicz zum polnischen Staatspräsidenten gewählt, fiel jedoch wenige Tage später — am 16. Dezember — einem Attentat zum Opfer, das von einem nationalistischen Schriftsteller verübt wurde.

Die Schwierigkeiten mit dem Parlament wuchsen. Zum Nachfolger des ermordeten Staatspräsidenten wurde Stanislaw Wojciechowski gewählt. Anfang des Jahres 1923 legte Pilsudski alle seine Ämter, auch seine militärischen Würden, nieder und zog sich aus dem öffentlichen Leben in das ihm von der Armee geschenkte Landhaus in Sulejów zurück.

Auf einem Bankett, das ihm seine Freunde am 3. Juli 1923 veranstalteten, legte der Marschall die Beweggründe für seinen Abschied dar:

„Im November 1918 geschah in Warschau ein keineswegs geschichtliches, sondern ganz gewöhnliches Ereignis. Vom Wiener Bahnhof her ging — wie das heute alle Tage jedem passieren kann — ein Mann die Ulica Marszalkowska entlang und so weiter bis zur Ulica Moniuszko, ein Mann, den wir Josef Pilsudski nennen wollen. Er trug die gleiche Uniform, in der Sie mich jetzt sehen. Allerdings kehrte er von einer durchaus ungewöhnlichen Reise heim, er kam aus Magdeburg. In dieser Zeit kamen aber aus diesen oder jenen Internierungslagern auch andere zurück. Darin lag also ebenfalls weder etwas Ungewöhnliches, noch besaß das Geschehnis historische Bedeutung. Das Geschichtliche beginnt erst später — ein ungewöhnliche geschichtliche Entwicklung, über die ich im Laufe dieser fünf Jahre häufig nachgedacht habe, während ich eine Antwort auf die Fragen suchte, die meiner Vermutung nach die künftigen Geschichtsschreiber angesichts der Tatsache, daß sie keine Augenzeugen dieser Ereignisse mehr kennen, noch mehr quälen werden.

Es geschah etwas Unerhörtes: Im Verlauf weniger Tage trat ohne die geringsten Bemühungen dieses Mannes, ohne Gewaltanwendung von seiner Seite, ohne Bestechung, ohne die geringsten Wald- oder anderen Konzessionen, überhaupt ohne jede, selbst sozusagen ‚legale‘ Maßnahme etwas ganz außerordentlich Ungewöhnliches ein. Dieser Mann wurde Diktator . . . Ich will weder eine ausgesuchte Bezeichnung gebrauchen, noch möchte ich für mich einen besonderen Namen

suchen. Ich suche lediglich als Historiker eine Begriffsbestimmung für eine Erscheinung, die man nicht anders bezeichnen kann. Dieser Mann gab Edikte aus, die allgemein respektiert wurden, er erließ Befehle, die man mit Lust oder Unlust ausführte, die jedoch ausgeführt wurden, dieser Mann ernannte militärische und zivile Beamte. Ob er schlecht oder gut handelte, darauf gehe ich in diesem Augenblick nicht ein, es geht mir um die Tatsache selbst, um den genauen Tatbestand, um das historische Ereignis. Ich kann es nicht anders definieren als durch die Bezeichnung einer Diktatur . . .

Wem soll man diese Tatsache zuschreiben? Wo soll man die Ursachen dafür suchen, daß diesem Mann, der später in der Geschichte den Namen Josef Pilsudski trägt, eine solche Herrschaft übertragen wurde? Warum übertrug man ihm auf eine der heutigen Vernunft, Urteilskraft und Logik so widersprechende Weise die gesamte Gewalt? Wie wurde dieser Mann der Diktator Polens, obwohl er weder mit Gewalt noch mittels agitatorischer Tätigkeit seine Herrschaft aufdrängte und keineswegs durch öffentliches Auftreten um Popularität warb. Wo liegen die Quellen dieser Erscheinung? . . .

Aus einem einzigen Grunde wurde dieser Mann willkommen geheißen, um eines einzigen Anlasses willen wurde seine Ungewöhnlichkeit anerkannt, einer einzigen Ursache wegen, wiederhole ich, konnte er ein moralisches Recht darauf beanspruchen, diese hohe Stellung zu bekleiden: deswegen, meine Herren, weil er diese Uniform trug, deswegen, weil er der Kommandant der Ersten Brigade war. Der einzige Wert, den damals Männer besaßen, die einzige moralische Kraft, die die Leute zum Gehorsam zwang, die einzige moralische Kraft, die ihm Millionen Menschen in die Hand gab, war die Tatsache, daß er der Kommandant der Ersten Brigade war und aus Magdeburg zurückkehrte . . . Das neue Polen wählte sich mit Recht oder mit Unrecht bei seinem ersten Schritt ein Symbol in der Gestalt eines Mannes, der eine graue, ziemlich abgetragene und im Magdeburger Gefängnis fleckig gewordene Uniform trug . . .

Ich kenne die Geschichte verschiedener Diktatoren — und ich habe darüber nachgedacht, wie Diktaturen entstanden. Die üblichen Wege hierbei sind zwei: Gewalt und Aufdrängen der eigenen Herrschaft — solche Ereignisse findet man in der Geschichte der Völker häufig — oder aber freiwillige Ausrufung der Diktatur durch Leute, die in einem schweren Augenblick, wenn ein individueller Wille am nötigsten erscheint, wenn die Geister verängstigt sind, einen Mann suchen, in dessen Hände sie ihr Schicksal legen können. Diesmal geschah weder das eine noch das andere. Es gab weder freie Ausrufung noch Gewalt. Es geschah etwas völlig anderes, eine Art moralischer Energieentfaltung in einem Volke, das sich in der Tat in einer außergewöhnlichen Lage befand.

Diese Art moralischer Leistung, die das Volk in dieser Zeit vollbrachte, ist nicht die Geschichte meiner Person. Sie ist die Geschichte aller dieser Millionen Menschen, die damals auf diesen Diktator hörten und sich ihm — sogar mit unzufriedenen Gebärden oder Grimassen der Unlust — unterordneten. Tatsächlich war es so. Diese moralische Leistung, die damals ein Volk von vielen Millionen vollbrachte, ist ein ungewöhnliches Ereignis. Es war eine Art Ablehnung jener fernen, traurigen Überlieferung und jenes traurigen Ruhms, den unser Volk in der Vergangenheit besaß. Polen — polnische Bürger haben es selbst behauptet — stützt sich auf Rechtslosigkeit, Polen, das ist Habgier des einzelnen, Polen heißt schlechter Wille, Polen bedeutet Anarchie. Und wenn wir nach dem Zusammenbruch Sympathie für uns erwarben, so gewannen wir doch nirgends Achtung. Wir erweckten kein Vertrauen, sondern Unsicherheit. Daher ergab sich die Neigung, uns Vormünder aufzudrängen, uns, einem Volk voll Anarchie und Willkür, das private Interessen, die keine Be-



Nach einem Gemälde von Prof. Kossak.

Lichtbild: G. v. Etvolinski.

Parade der polnischen Kavallerie vor Marschall Pilsudski am Kosciuszko-Hügel.

grenzung duldeten, zum Zusammenbruch geführt hatten. Und gerade in einem solchen Volke entwickelte sich jetzt ein so ungewöhnliches und so eigentümliches Ereignis. Meine Herren, ich bin stolz auf diese Tatsache, nicht nur deswegen, weil mir diese Ehre zufiel, sondern ich bin stolz auf mein Volk . . .

Ich war einige Monate lang Diktator. Aus eigenem Willen — ob es nun töricht war oder vernünftig — beschloß ich, den Sejm einzuberufen, ihm meine Macht zu übertragen und eine legale Lebensform des polnischen Staates zu schaffen. So lautete meine Entscheidung. Sie wurde durchgeführt. Die Herren Abgeordneten, die später häufig gegen mich aufgetreten sind, wurden auf meinen Befehl gewählt; sie gehorchten diesem Befehl, nahmen die Wahl an und fanden sich zu dem von mir bestimmten Termin in Warschau ein; die Wähler versammelten sich an der gleichfalls von mir bestimmten Stelle und gaben ihre Stimmen ab; die von mir bestellten Beamten bestätigten die Richtigkeit der Wahlen. Die Wahlen waren völlig frei, ich habe bei ihnen ebensowenig wie früher persönliche Interessen verfolgt.

Am 8. Februar 1919 trat der Sejm zusammen. Ich habe ihn, meine Herren, in dieser selben Uniform des Kommandanten der Ersten Brigade eröffnet, in derselben Uniform sprach ich zum Sejm, ich trug den Säbel an der Seite, den mir die Offiziere der Ersten Brigade gewidmet hatten — und ich war kein anderer, als der ich vorher war.

Wenige Wochen später vollzog sich ein neues historisches Ereignis, der Sejm wählte mich einstimmig zum Oberhaupt des polnischen Staates und zum obersten Führer der Truppen, die sich zu dieser Zeit in Polen befanden . . . Nach einigen Monaten waren so die kühnsten Träume, die nur je ein Pole in den Zeiten der Knechtschaft hegen konnte, in meiner Person verwirklicht.

Wenn jemand den größten Ehrgeiz hegte, die Herrschaft angestrebt und sie per fas et nefas in Polen gesucht hätte — die Verwirklichung aller dieser Wunschträume wäre die Stellung, die mir gegen meinen Willen und meine Neigung zuerkannt wurde. Denn ich habe nicht danach gestrebt und mich sogar gestraubt. Mein Wunsch und mein Streben galt etwas anderem. Ich trachtete danach, Truppen zusammenzuraffen, und verlangte für mich nach frischer Luft und nach leichter militärischer Arbeit. Alles gab man mir in meine Hände. Um meine Arbeit zu preisen und meine Erinnerungen zu verschönern, um Ehre und Ruhm meiner Kinder willen gab man mir den Titel, dessen jedes Kind bei uns mit Ehrfurcht gedenkt,

sobald es die ersten polnischen Worte auszusprechen beginnt, den Namen „Naczelnik“ — Oberhaupt —, jenen Namen, der Tränen ins Auge treibt, den Titel des Mannes, der, obwohl er starb, ewig leben wird, den Titel des großen Kosciuszko . . . Noch einmal, meine Herren, betone ich: es gab keinerlei Gewalt, weder Korruption noch Konzession, keinerlei Versuch, irgend jemanden zu zwingen, daß er die Hand für mich erhob oder seine Stimme für mich abgab . . .

Man stellte mich so hoch, wie niemals jemand gestellt wurde, so daß ich — allein im Licht stehend — alles beschattete. Doch, es war ein Schatten, der mich rings umgab; er lief mir voraus, er lag hinter mir. Dieser Schatten gab es eine Menge, sie umgaben mich unaufhörlich, unlösbare Schatten, die mir Schritt für Schritt folgten, mir nachspürten und meiner spotteten. Ob ich auf dem Schlachtfeld stand, im Belvedere ruhig bei meiner Arbeit saß oder meine Kinder zärtlich liebte — unablässig folgte mir ringsum dieser Schatten und heftete sich an meine Spuren. Ein widerliches Zwergengespenst auf krummen Füßen bespötte mich von allen Seiten, schonte nichts, was geschont werden sollte — die Familie, persönliche Beziehungen, die Leute, die mir nahestehen — prüfte jeden meiner Schritte und verzerrte mit affenartigen Grimassen jeden meiner Gedanken in sein Gegenteil. Dieses Zwergengespenst kroch hinter mir her wie ein untrennbarer Kamerad: es schmückte sich mit Fähnchen verschiedenster Art und Farbe — bald eines fremden, bald des eigenen Staates, schrie sein Phrasengeklänge laut heraus, verzog sein scheußliches Maul und erdichtete unerhörte Geschichten. Dieser Zwerg war mein ewiger Begleiter, mein unablässiger Weggenosse in guten wie in schlechten Tagen, im Glück wie im Unglück, in den Zeiten der Siege wie der Niederlagen. Glauben Sie nicht, meine Herren, daß dies nur ein symbolisches Bild ist . . .

Ich hatte Freunde — sie wurden müde und verließen mich; ich hatte Mitarbeiter, mit denen ich zusammenarbeitete, so gut es ging —, auch sie verließen mich auf diese oder jene Weise. Aber dieser geistige Unrat, mit dem man mich bewarf, war so unablässig und systematisch, daß ich mich, wenn ich an die Vergangenheit denke, umsehe, ob nicht meine Kleider noch danach riechen. Und dazu taufte man diese widerlichen Anwürfe noch mit hochklingenden Bezeichnungen und idealen Losungen. Man bezeichnete diese Arbeit als nationales Werk, als patriotische Leistung! Darin liegt nichts Tragisches — für mich! Solche Dinge haben sich auf der Welt selten ereignet, zumal sie ungeheuerlich, unmoralisch, roh und ekelhaft sind.

Solche Erscheinungen können nur im Sumpf der Knechtschaft aufwachsen, durch den manche Völker wandern müssen.

Auf die . . . unruhige Frage, weshalb dieser unermüdet am Aufbau des polnischen Staates arbeitende Mann, den man einst so hoch erhoben und den man mit so hohen Titeln und Würden geschmückt hat, seinen Posten verläßt, antworte ich in aller Offenheit: 'Ich achte meine Vergangenheit, ich achte sie für mich selbst wie für meine Kinder. Ich achte sie für die zukünftigen Historiker, die mir ins Gesicht speien würden, wenn ich mit diesen mißgestalteten Zwergen, die mich zu erniedrigen trachten, zusammenarbeiten würde.' Meine Entscheidung war unwiderruflich. Die Zwerglein versuchten im letzten Augenblick ihre Grimassen in ein Lächeln des Glückes zu verwandeln, wenn sie mir hier oder da begegneten. Ich prüfte meine Leistungen, den Wert meiner Arbeit, das, was ich getan und was ich unterlassen habe. Ich werde darüber nicht sprechen und mir keine größeren Verdienste zuschreiben, als die Welt mir zuerkennt.

Ich habe das polnische Heer zum Siege geführt über einen Feind, vor dem die anderen zitterten. Deswegen bin ich sofort nach der Niederlegung des höchsten Amtes zur militärischen Arbeit zurückgekehrt. Eignung, Temperament und gründliche Erfahrungen sicherten mir leichte Arbeit, mehr noch — sie gewährten mir größere Bewegungsfreiheit. Meine Herren, ich habe diese Arbeit verlassen, ich habe sie völlig aufgegeben. Ich habe meinen Abschied eingereicht und darum gebeten, mich aus dem Heer zu entlassen. Warum? Die Pflicht des Soldaten ist schwer. In Frankreich nennt man die Armee die 'grande muette' — die große Stumme —. Das Heer muß schweigen. Und wenn Sie, meine Herren, oft freimütig die Zunge gebrauchen, so wissen Sie nicht, wie schwer es häufig dem Soldaten und Offizier fällt, in einem Lande, in dem die Worte so ungehemmt aus dem Munde plätschern, ein stummer Zeuge zu sein, — das Herz zusammenzupressen und den lebhaft arbeitenden Gedanken in sich zu verschließen, damit nichts davon nach außen dringe. Vorsicht, meine Herren, mit diesem Instrument, Vorsicht vor allem mit der Zunge! Die Soldaten gehören zum Stand der Bürger ohne Rechte, trotzdem sie im vollen Besitze aller Rechte sind. Ich bin ins Heer eingetreten und habe dort meine Arbeit geleistet — jetzt verlasse ich die Reihen. Warum?

Im gleichen Augenblick, als ich den Belvedere, den Sitz der Ehre und Würde in Polen, verließ, trat ein anderer Mann ein. Er war gefeslich durch einen feierlichen, vom Sejmarschall unterzeichneten Akt gewählt worden. Ich übergab ihm in Übereinstimmung mit der Verfassung die Herrschaft. An meinen Platz trat, um das ganze Volk zu repräsentieren, ein anderer; er beschritt den Pfad, den ich ein wenig gebahnt hatte. Dieser Mann wurde, wie ich, über die anderen erhoben, ein freiwilliger Akt legte ihm die Verpflichtung auf, unser Vertreter zu sein, um unsere Ehre und unsere Würde besorgt zu sein. Diese Bande aber, diese Schurkengesellschaft, die sich an meine Ehre herangemacht hatte, verlangte nach Blut. Unser Präsident wurde nach Straßenunruhen, die die Würde der Repräsentation herabsetzten, von denselben Leuten ermordet, die vorher den in einem freien Akt gewählten ersten Repräsentanten mit so viel Schmutz, mit so viel widerwärtigem, niedrigem Haß beworfen hatten.

Meine Herren, ich bin Soldat. Der Soldat ist zu schweren Pflichten berufen, die häufig mit seinem Gewissen, mit seinen Gedanken und den ihm teuren Gefühlen in Widerspruch stehen. Als ich einen Augenblick lang daran dachte, daß ich diese Herren als Soldat verteidigen müßte, zögerte ich in meinem Gewissen. Und da ich einmal zögerte, entschied ich, daß ich kein Soldat mehr sein könnte. Ich nahm meinen Abschied vom Heer. Das sind, meine Herren, die Gründe und Ursachen, weswegen ich den Staatsdienst verlasse.

Gestatten Sie mir zum Schluß, einen symbolischen Hinweis

zu formulieren. Lange Zeit arbeitete ich in dem Gebäude am Sacksenplatz, wo ich, das große Arbeitszimmer durchschreitend, einmal um das andere durch das Fenster auf das dunkle, graue Warschau blickte. Und immer sah ich wunderfame Dinge — ein graues Laken, das eine eigentümliche Gestalt umgab. Ein Pferd schritt vorwärts. Ein Pferd schritt der Sonne entgegen und durchbrach einen Zaun. Hinter ihm kroch auf allen vieren eine menschliche Gestalt. Dieser Anblick belustigte mich häufig . . .

Er unterhielt mich durch seine eigentümliche bildhauerische Konstruktion. Worin besteht hierbei die Idee, die Leistung eines großen Künstlers? Ein großes Pferd, das den Zaun durchbricht, und hinter ihm auf allen vieren ein Mensch, der den Kopf wie vor Scham senkt? Das war unser oberster Führer in der Vergangenheit. Er kehrte ins Land zurück, er suchte ein Männerherz, er suchte den, den er einstmals nicht finden konnte — der oberste Führer der polnischen Streitkräfte, denn das war der Fürst Josef Poniatowski. Wo ist dieser prächtige Ulan, wo diese erträumte, ausgedachte Gestalt? Wo ist sie?

Man huldigte ihm, die Fahnen senkten sich vor ihm, die Geschütze erdröhnten, wie oft in den Schlachten. Er bleibt stehen und blickt umher: Wo sind meine Nachfolger? Wo sind im freien Polen die obersten Führer? Wo sind meine Kampfgefährten? Ich ging einst im Schmutz zugrunde. Der Schmutz verdeckte mir die Augen und verhüllte mein Gesicht. Wo sind sie? Mir fiel die Ehre zu, der erste oberste Führer Polens zu sein. Ich sammelte die Rotten und warf sie in den Kampf.

Auf dem Denkmal stehen die Worte: 'Ehre und Vaterland'. Suchst du die Ehre? Du findest deinen Nachfolger ebenfalls im Schmutz, im nationalen Schmutz! Er wurde mit Schmutz getränkt. Das ist das Schicksal der obersten Führer in einem Polen ohne Ehre. In einem Polen, dessen Herz nicht zu schlagen versteht.

Meine Herren, dieses Symbol der obersten Führer Polens, die im Schmutz verderben, ist die Geschichte des bisherigen polnischen Staates. Wenn ich auf dieses Denkmal blicke, dann sage ich mir: Auch ich gehe in den Schmutz. Mit diesem Symbol möchte ich mich verabschieden. Anderswo bemüht man sich den Repräsentanten des Staates gegenüber — selbst wenn sie ehrlos wären —, dies zu verbergen, man bemüht sich, damit auf den Repräsentanten kein Flecken fällt, damit er wie ein Schild erglänzt. Anderswo wird der oberste Führer, der einen Sieg errungen hat, geehrt, Ehren und Würden fallen ihm zu, denn er hat den Staat gerettet, er hat alle vor dem Unglück bewahrt. Bei uns ist es anders. Der Führer soll in den Kot gestossen werden, und wenn er genügend Schmutz gekostet hat, dann erst soll er Polens würdig sein.

Wenn ich Ihnen diese Dinge ins Gedächtnis zurückerufe und Sie an die Geschichte der letzten fünf Jahre erinnere, so habe ich ganz und gar nicht die Absicht, den Eindruck einer Tragödie zu erwecken. Ich möchte nur feststellen, daß dieser Schmutz tatsächlich besteht und daß er in Polen Bedeutung hat. Ich möchte feststellen, daß es Polen zwar in der ersten Periode gelang, das Staatswesen zu reformieren, daß der Staat aber seitdem langsam von dieser Reform wieder zu den alten üblen Gewohnheiten zurückzukehren beginnt, und daß es großer Anstrengungen bedarf, um Polen von neuem auf den Weg des Fortschritts zu bringen. Ich klage niemanden an, ich bin weder ein Staatsanwalt noch ein Untersuchungsrichter. Ich suche lediglich die Wahrheit. Was mich angeht, meine Herren, so bitte ich, meiner zu gedenken; ich bitte gleichzeitig um eine große, große Ruhepause, um in der frischen Luft aufatmen zu können, um so frei und unbehindert zu sein wie Sie, um so fröhlich zu sein wie meine Kameraden aus der Ersten Brigade, die mir durch ihre soldatische Leistung die größte Ehre bereitet haben."



Fischerfrau
von der
Kurischen
Nehrung.

Lichtbild:
Brinckmann-
Schroeder.

Die Last.

Eine Geschichte aus Ostpreußen

von Gertrud Papendiek.

Wieviel wiegt ein Tilsiter Käse, gewogen auf der großen Waage der Meierei? Neun bis zehn Pfund, nicht mehr.

Wieviel wiegt die Last einer Tat auf dem Herzen eines Menschen durch mehr als neunzehn Jahre?

Diese Geschichte beginnt 1914, in den ersten Wochen des großen Krieges. Durch das ostpreussische Land rollte die große Woge der Flucht. Und hinter ihr ging Haus und Habe in Flammen auf, erlosch der Sinn des Lebens, versank fern und unrettbar die Heimat. Angst erfüllte den Tag und durchgrauste die Nacht, Angst fraß das Herz und fraß das Gewissen, Angst

war das Gesicht der Welt, das die Menschen dahintrieb auf einem Wege, der ohne Ziel und ohne Hoffnung war. Die Landstraße wurde Herd und Tisch und Bett für das friedliche Volk der Scholle, das von einem ungeheuren Schicksal losgerissen und verweht worden war in den Tagen, da auf den Feldern das Korn zur Ernte stand.

Es zog in langen, rinnenden Ketten nordwärts und westwärts, es drängte weiter und weiter, es nahm kein Ende, Wagen hinter Wagen, bepackt mit Hausrat, mit Mensch und Tier. Sie hatten mit sich ein wenig Mehl in den Züchen, die

letzten Kartoffeln im Sack, eine Speckseite und ein Brot. Wovon sollten sie leben, wenn das verzehrt war?

Es ging durch Städte und Dörfer, verlassen und tot, es zog dahin auf Spuren der Zerstörung. Es gab ein Halt um ein gebrochenes Rad, um eine gebärende Frau oder um einen Toten. Es wurde Raft gemacht, um die Kühe zu melken, um zu essen und zu schlafen. Man fällte Holz im fremden Wald, man machte ein Feuer auf fremdem Grund. Man zog Kartoffeln und Rüben aus fremdem Acker, man trieb das Vieh auf die Weide, die niemand gehörte. Es gab kein Recht mehr als das der Not.

So konnte es geschehen, daß die Instmannsfrau Minna Rudad einen Lilsiter Käse stahl.

Dieser Käse war nur ein Tropfen im Meer, nur ein winziges verlorenes Sandkorn — damals in jener Zeit, du lieber Gott, es war vielleicht gar nicht wert, daß man ein Wort darüber verlor. Zu alledem war es keineswegs der einzige Käse, der in unrechtmäßige Hände kam. Aber er hatte vor andern sein Gewicht und seine Bedeutung in der Welt, man darf ihn nicht verschweigen noch unterschlagen.

Da kam jener Schlüsselzug — drei Tage und zwei Nächte unterwegs von der Grenze — durch das Dorf Wilhelmsdorf, wo sich die große Meierei befand. Wem gehörte die Meierei? Niemand, sicherlich. Wer hatte hier etwas zu sagen? Es war keiner da . . ., und als man dorthin kam, müde, zerschlagen und hungrig, da war schon die Hauptarbeit geleistet. Die Keller waren gestürmt, die große Rollen mit Käse waren herausgeschleppt und aufgebrochen. Die gelben, dicken Käselaibe, rund wie Räder, lagen aufgetürmt auf dem Hof, sie rollten in den Staub, sie blieben liegen, hier und dort. Niemand gehörte sie, man brauchte sie nur zu nehmen.

Die junge Frau Minna Rudad geb. Jäkel, sie war aus Budwieschen in der Goldaper Gegend zu Hause. Drei Tage und zwei Nächte mit den andern auf dem Leiterwagen, drei kleine Kinder, fünf, vier und zwei Jahre alt, und das vierte unterwegs. Der Mann war im Felde, am dritten Tag hatte er fortgemußt, weiß Gott wohin, es kam keine Nachricht — die Russen kamen, wer weiß, wo er war, vielleicht war er schon tot . . .

Als der Zug ins Stöcken geriet auf der Dorfstraße von Wilhelmsdorf, da stieg sie vom Wagen und ging mit dem Eimer nach Wasser. Auf dem Hof der Meierei war vielleicht eine Pumpe.

Sie hatte es nicht gewollt, gewiß nicht. Sie war ehrbarer Leute Kind, sie war eine fromme Frau, die aus der verlorenen Heimat die Bibel mitnahm und im Stroh unterm Sitz verbarg. Sie hatte noch nie etwas Unrechtes getan. Sie tat es, ohne zu denken. Da lagen die Käse in Haufen, und die Menschen waren darüber her. Arme Menschen, sie waren in Not. Sie stand und sah zu. Aber dann stieß einer sie aufmunternd in die Seite! „Na, junge Frau, man ran . . .“ Sie trat näher und bückte sich und ging wie eine Schlafwandlerin vom Hof, in der Rechten den Eimer, in dem linken Arm einen Käse. Sie ging damit die Dorfstraße hinauf, bis sie zu ihren Kindern kam, die an der leeren Wagendeichsel spielten. „Mutter, was ist das?“ fragte die Große. Die abgesträngten Pferde rupften am Straßewand geduldig das arme, trockene Gras. Die Frau gab den Kindern zu trinken und ließ auch die Pferde saufen. Sie stand still dabei, sie sprach kein Wort.

Man weiß nicht, wie es kam. Vielleicht, wenn sie ihn nach hinten gepackt hätte zum Mehl und zu den Kartoffeln, so wäre dieser Käse und seine Geschichte untergegangen in der Flut jener Zeit, wie so manche andere Tat der Not und Verzweiflung. Aber als sie ihn vorholte bei der ersten Raft am Abend, weiter westwärts auf der Straße nach Friedland, da lag er neben der Bibel.

Sie schnitt jedem ihrer Kinder ein Stück davon, ach, es war nur ein winzig kleines Stück von dem großen Rad, es war bei Gott ein Nichts. Aber stand denn nicht geschrieben: „Wer im

Geringsten untreu ist, der ist auch im Großen untreu?“ Und wie sie die Kinder essen sah, gestohlenes Gut aus der Hand der Mutter, da wußte sie: Gott wird mich richten. Gott wird es heimsuchen an meinen Kindern . . .

Es war nur ein winzig kleines Stück, das andere gab sie fort. Sie selber hatte keinen Bissen genommen.

So war es geschehen, und mehr war es nicht. Es wog vielleicht nur wie eine Feder auf der großen Waage Gottes. Doch die Frau trug eine Last mit sich durch zwanzig Jahre.

Der Strom der Flucht rann dahin durch Tage und Nächte, die Gefahr blieb zurück, es ging in die Sicherheit, aber es war die Fremde. Genossen der Heimat, Gefährten der Not, sie wurden in alle Winde zerstreut.

In fremder Stadt, bei fremden Leuten, brachte die Frau ihr Kind zur Welt. Es war ein Junge, er schrie, er war drall und gesund. Die Mutter sah ihn an und weinte: ein Kind ohne Heimat, ein Kind ohne Vater. Eine Mutter, die gestohlen hatte mit dem Kind unterm Herzen. Sie dachte: Gott wird mich strafen. Gott wird ihn mir nehmen . . . Aber der Junge lebte.

Es ging durch die langen harten Jahre des Krieges, diese Jahre ohne Herd und ohne Brot. Der Mann im Kriege und viele Wochen kein Wort von Leben oder Sterben, immer wieder Warten und Warten und in Verzweiflung gerungene Hände: Ich habe gestohlen. Gott wird mich strafen. Gott wird ihn mir nehmen . . . Aber der Krieg ging zu Ende, und der Mann kam nach Haus.

Das Los dieser Menschen war nicht anders als das von vielen, vielen, die das Schicksal wie sie enturzelt hatte. Sie waren arm, ohne Habe und Heimat, sie kamen hierhin und dorthin, sie trieben durch die Jahre in Sorge und Hunger.

Minna Rudad, die Instmannsfrau aus Budwieschen — wie lange war das her, wie weit lag das fort — nie würde sie instande sein, den Käse zu bezahlen, gestohlen, nein genommen 1914 in Wilhelmsdorf auf der Flucht.

Eines Tages ging die Frau zum Landjäger und zeigte sich an. Es war ihr ernst damit, sie dachte an Gericht und Gefängnis. Sie wollte es endlich los sein. Doch es geschah, daß der Landjäger sie auslachte: Du lieber Gott, vor bald zwanzig Jahren. Um einen Käse im Krieg . . .

Er schickte sie nach Hause, wie sie war, unverstanden und ganz und gar entmutigt.

Der Fritz, der Kleinste von den Kindern, der damals auf der Flucht geboren wurde, war nun neunzehn Jahre alt, ein großer Kerl, gesund und tüchtig, Gott hatte ihn leben lassen. Die Mutter sah ihn an, Tag um Tag. Er wußte von nichts, er war unbeschwert, vielleicht konnte der Fritz ihr helfen.

Er wollte über Land, Arbeit suchen, und die Mutter schickte ihn. Sie suchte die letzten Groschen zusammen, ach, es war zu wenig, es reichte nicht . . . Sie sagte: „Fahr mit dem Zug, soweit du kommst. Und dann mußt du zu Fuß . . . Es ist weit, es ist bis hinter Gerdauen. Es heißt Wilhelmsdorf. Da ist eine Meierei. Und da frag nach dem Herrn. Und dann sag ihm: die Mutter ist hier mal was schuldig geblieben im Krieg. Sag, es war ein Käse . . .“

Doch Fritz kam wieder, sie hatten ihn nicht brauchen können. Die Meierei, die war gar nicht mehr. Da war jetzt eine Gastwirtschaft und ein Laden. Der Herr, dem die Meierei vor dem Kriege gehört hatte, der war schon lange fort, weiß Gott, wo er war.

Aber der Gastwirt, der ein freundlicher Mann war und der Fritz zu essen gab, auch noch Zehrung auf den Weg, der hatte jenen wohl gekannt, er wußte den Namen und schrieb ihn auf. Er sagte, der wäre im Krieg Offizier gewesen, und es gäbe eine Stelle in Königsberg, die heiße Deutscher Offiziersbund. Vielleicht wußten sie da Bescheid.

Die Frau Minna Rudad setzte sich hin und schrieb einen



Ostpreußische Krabbenfischerinnen.

Lichtbild: Menger-Pasch.

Brief, es war ein langer Brief, und es war ein mühsames Werk, sie brauchte viele Tage dazu. Darin stand die Geschichte der Flucht, und die Geschichte des Käses und die Geschichte von fast zwanzig Jahren Gewissensqual.

Es war eine seltsame Sache mit diesem Brief. Er wurde aufs Ungewisse in die Welt hinausgeschickt, es war sehr zweifelhaft um ihn bestellt.

Er blieb zuerst lange Zeit liegen, man wußte nicht, was man mit ihm machen sollte; er irrte dann wochenlang umher, er reiste weit, weit, er zog übers Meer, er wanderte fast um die halbe Erde. Es war nicht abzusehen, was es mit ihm werden sollte. Aber vielleicht war ihm eine Sendung zuerteilt von der großen Kraft, die die Wege der Menschen lenkt. Er kam schließlich doch ans Ziel. Er lag eines Morgens unter einem Tausend anderer Briefe auf eines Mannes Schreibtisch in einer großen, lauten Stadt in Amerika.

In einem Dorf tief in Ostpreußen saß eine arme Landarbeiterfrau und wartete Tag um Tag. Nein, es konnte wohl nicht sein, daß ihr vergeben werden sollte.

Ein paar Monate vergingen, doch dann geschah etwas. Es geschah plötzlich und erschreckend wie alle ganz großen Dinge in der Welt. Eines Tages kam an Frau Minna Rudat geb. Häfel eine Anweisung von einer Bank in Berlin über fünfzig Reichsmark und zugleich ein Brief mit einer fremden Marke; es war ein großer Umschlag, darin ein großer Bogen, ganz weiß. Nur wenige Zeilen standen darauf, sie waren nicht geschrieben, sondern sahen aus wie gedruckt. Vielleicht waren

sie in ganz wenigen Minuten hingeseht worden, und doch geschah es, daß sie ein Wunder taten: sie lösten einen zentnerschweren Stein und rollten ihn ins Meer. Dort versank er für immer . . .

Damit ist diese Geschichte zu Ende. Denn was dazwischen noch liegt, zwischen den beiden Briefen, zwischen den beiden Welten, das gehört ja eigentlich nicht mehr hierher. Und was jenen Mann angeht, der seinen Brief wahrscheinlich im Büro in die Maschine diktierete, so steht es so, daß wir nicht viel von ihm wissen. Wir wissen eigentlich nur, daß er einmal ein ostpreußischer Landmann war und ein deutscher Soldat. Doch das ist lange her. Wir kennen die Geschichte seiner Wanderung nicht. Vielleicht ist auch sie ein Buch der Not, des Kampfes und des Verzichtes.

Eine Stimme kam zu ihm übers Meer, eine arme, leise Stimme, die verloren und seltsam klang in dem brausenden Konzert jener Welt. Doch sie kam aus der Jugend, sie kam aus dem Land des Herzens, sie sprach von Wiese und Feld und Hof, von Mittagläuten und Feierabend; sie sprach von heimkehrenden Gespannen, von klappernden Holzpantoffeln und klappernden Milchkannen; von dem Mond hoch über der Scheune, auf der das Storchennest war. Sie sang ein längstvergeßenes, schlichtes Lied, das Lied des alten Landmannes an seinen Sohn: „Alb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab . . .“

In dem Brief an die Justmannsrau aus Budwitschen, da stand ganz zuletzt: „Grüßen Sie meine Heimat . . .“

Errechnete Tiere.

Ausgestorbene Tiere werden „berechnet“. — Eine neue Wissenschaft: „Die Fährtentunde“.

Von Dr. E. Walther.

Für die Vertiefung unserer Kenntnisse von der Entwicklung der Lebewesen ist es außerordentlich wichtig, daß sich die Wissenschaft ein gutes Bild vom Aussehen der längst ausgestorbenen Tiere vergangener Erdepochen machen kann. In Deutschland sind gerade in letzter Zeit durch Professor Weigelt (Halle) in dem berühmten Geiseltal zahlreiche Reste von fossilen Lebewesen ausgegraben worden. In solchen Fällen stehen allerdings recht häufig nur einige Knochen oder sonstige „Bruchstücke“ der Tierkörper zur Verfügung. Die Wissenschaft hat nun mehrere sehr interessante Methoden ausfindig gemacht, mit deren Hilfe sich Gestalt und Größe ausgestorbener Tiere aus ganz geringfügigen Anhaltspunkten berechnen lassen. Der nachstehende Artikel berichtet über einige neue Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet.

Einer der größten Triumphe der Astronomie war bekanntlich die Entdeckung des Neptuns, die auf Grund theoretischer Erwägungen und Berechnungen an der vorausgesetzten Stelle erfolgte. Seitdem nämlich Herschel 1781 den Uranus aufgefunden hatte, bemühte man sich vergeblich, die beobachteten Abweichungen von dessen Bahn zu erklären. 1846 kam nun der Mathematiker Leverrier zu der Ansicht, daß diese Störungen nur durch einen noch unbekanntem Planeten hervorgerufen werden könnten. Er berechnete daher nach den bekannten Gesezmäßigkeiten aus diesen Uranusbahnabweichungen die mutmaßliche Stellung des unbekanntem Planeten und sandte die Berechnung an Galle nach Berlin, der noch an demselben Abend ein kleines Sternchen an der bezeichneten Stelle fand, das bisher der Beobachtung entgangen war. Am nächsten Abend wurde eine Ortsveränderung des Sterns festgestellt; es war ein neuer Planet entdeckt worden: der Neptun, den der Mathematiker mit Hilfe der bekannten Gesezmäßigkeiten richtig vorausberechnet hatte.

Diese berühmte Planetenberechnung ist ein Beispiel dafür, daß es möglich ist, aus scheinbar geringfügigen Beobachtungen weitgehende Schlüsse zu ziehen, wenn die jeweils in Betracht kommenden Gesezmäßigkeiten genau bekannt sind. Aber nicht nur in der Astronomie, Physik und Chemie kann man auf diesem Wege neue Entdeckungen machen; auch die Zoologie, vor allem die sogenannte Paläozoologie, die Lehre von den ausgestorbenen Tieren, benützt diese Methode in ausgiebigem Maße. Allgemein bekannt sind ja die Rekonstruktionen ausgestorbener Lebewesen, von denen wir oft nur wenige Knochenreste besitzen. Mancher wird sich wohl schon gefragt haben, wie es überhaupt möglich ist, aus so unbedeutenden Überresten, die manchmal nur aus einigen Zähnen bestehen, das ganze Tier zu rekonstruieren, ja seine Lebensweise abzulesen. Beruhen solche Rekonstruktionen nicht mehr auf Phantasie? Haben sie überhaupt noch etwas mit ernster Wissenschaft zu tun?

Ein verblüffendes Beispiel eines solchen „errechneten Tieres“ zeigt indessen, daß dieser Zweig der Forschung durchaus ernst zu nehmen ist. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß alle Teile eines Tierkörpers untereinander gesezmäßige Beziehungen aufweisen, daß die Gestalt und Größe jedes Knochens, ja eines jeden Zahnes ein Ausdruck seiner Leistung und seiner Stellung innerhalb des ganzen Organismus ist. Daher ist tatsächlich der Tierkörper auf Grund einiger charakteristischer Teile berechenbar, man kann sich von ihm ein Bild entwerfen, falls die gesezmäßigen Beziehungen, die ganz allgemein im Tierreich gelten, genau bekannt sind.

So hatte der berühmte Cuvier aus einigen künstlichen Zahnfunden den ganzen Körper eines ausgestorbenen Tieres des Paläotheriums berechnet und von ihm auch ein Bild gezeichnet. Dieses hing lange unbeachtet in einem Pariser Museum, bis durch einen glücklichen Zufall das erste Skelett des betreffenden Tieres gefunden wurde. Da erinnerte man sich an Cuviers Untersuchungen und an das Bild und stellte mit großer Überraschung fest, daß es in den wesentlichsten Zügen

mit dem Skelettfund übereinstimmte! Cuviers Berechnungen erwiesen sich also nachträglich als richtig — ein glänzender Beweis für die Zuverlässigkeit der Methode.

In neuester Zeit ist nun wiederum eine Tiergruppe auf Grund ganz geringfügiger Fossilfunde berechnet und in allen Einzelheiten beschrieben worden. Es handelt sich um die sogenannten Chirotherien, von denen nicht einmal Knochenreste, sondern nur Fährten, also Abdrücke der Füße, erhalten sind. Aus diesen Spuren hat Professor Soergel (Tübingen) nicht nur das Aussehen, die Größe und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Tiergruppe Schritt für Schritt erschlossen, sondern er hat sogar ziemlich genaue Angaben über die Lebensweise der Tiere und ihre Stammesentwicklung machen können. Und das alles nur aus den Fußspuren, welche die Tiere im tonigen Boden hinterlassen haben!

Wie war das möglich?

Um diese Frage zu beantworten, wollen wir uns einmal kurz mit der Durchführung einer derartigen „Berechnung“ beschäftigen. Bei der Untersuchung der Spuren zeigte sich zunächst, daß auffallenderweise die Hinterfüße viel größere und tiefere Spuren als die Vorderfüße hinterlassen haben, die oft nur den Boden ganz flüchtig berührten. Die Tiere gingen also fast nur auf zwei Beinen. Aus den teilweise recht gut erhaltenen Spuren kann man die ungleiche Belastung, die auf Armen und Beinen ruhte, deutlich erkennen. Der Schwerpunkt des Körpers muß — dieser Lastenverteilung zufolge — hinter der Körpermitte gelegen haben, die Tiere besaßen daher zweifellos einen langen Schwanz. Die Arme waren kurz und schwach, die Beine dagegen kräftig und stark nach vorn eingeknickt, was sich in allen Einzelheiten aus den Spuren in Verbindung mit Beobachtung von Fährten lebender Tiere errechnen läßt. Weiterhin deutet die Schmalheit der Spurbahn auf relativ hochbeinige Tiere hin, die recht bedeutende Körperlängen erreichten. Diese Länge läßt sich mit großer Genauigkeit aus dem Abstand der Spuren und vielen anderen feinen Einzelheiten berechnen. Die geringe Belastung der Arme, die sich aus dem schwachen Eindruck in den weichen Tonboden erkennen läßt, deutet auf einen kleinen Kopf und leichten Hals; andere Merkmale der Fährten beweisen, daß die Tiere einen schlanken, gestreckten Rumpf besaßen. Die starke Bekrallung, die gut nachweisbar ist, läßt auf die Lebensweise schließen. Die Chirotherien waren sicher Raubtiere, die von zahllosen kleinen Reptilien lebten, deren Fährten ebenfalls erhalten sind. Ferner zeigen die Krallen und gelegentlich auch deutliche Hautabdrücke, daß die Chirotherien selbst Reptilien waren. Sie haben offenbar auch nach Reptilienart ihre Eier in den Boden verscharrt, wie eine gut erhaltene Scharrspur zeigt. Durch Vergleichen des zahlreich vorliegenden Materials konnte die genaue Zahl und Lage der Knochen in den Füßen bestimmt und daraus wieder andere Merkmale des Skeletts berechnet werden, so daß uns heute diese Tiere recht genau bekannt sind, obwohl von ihnen noch nicht ein einziges Knochenstück aufgefunden worden ist!



Freigelegte Fundschicht der Ausgrabungen bei Meyenburg
mit Knochen und Geweihen.

Eiszeitjäger vor 20000 Jahren.

Die eiszeitlichen Wohnstätten bei Ahrensburg in Holstein. — Die älteste Beilkultur der Welt.

Von Adolf Helbig.

Das geschichtliche Sehbild hat durch die Ausgrabungen der letzten Jahre eine unermessliche Erweiterung gewonnen. In strenger, immer mehr entwickelter Methode hat die wissenschaftliche Ausgrabung nicht nur die Reste vergangener Zeiten aus Tageslicht gebracht, sondern auch in eindringenden Beobachtungen von Schichten und Färbungen des Bodens den Schlüssel des Werdens und Vergehens auch dort gefunden, wo die Reste selbst vergangen sind.

Der norddeutsche Boden ist reich an archäologischen Funden, wenn auch nicht so ergiebig wie der süddeutsche, und es ist allein aus nationalen Gründen schon wertvoll, hier die Reste der germanischen Kultur zu erforschen, um sie in ihren geschichtlichen Zusammenhängen und in ihren Perioden zu begreifen und damit ein möglichst vom Zeugnis antiker Schriftsteller unabhängiges Gesamtbild über unsere Vorfahren zu erhalten. Die chronologische Festlegung der einzelnen Funde hat in ihren Ergebnissen die deutsche Forschung um fast zwei Jahrhunderte der Geschichte des Menschen auf deutschem Boden vorwärtsgebracht.

Allein während man in Süddeutschland in der Nähe von München, im fränkischen Jura, vor allem in Mauer bei Heidelberg sowie in Mitteldeutschland in der Nähe von Leipzig, Weimar und Magdeburg im Moor, Kalktuff und hauptsächlich in Höhlen Spuren des eiszeitlichen Menschen der vorletzten Vergletscherung der Alpen fand, waren die bis-

herigen Funde aus der paläolithischen Zeit in Norddeutschland so spärlich, daß nicht mit Sicherheit der Nachweis über das Vorkommen des Menschen auch am Rande der letzten großen nordischen Vergletscherung erbracht werden konnte.

Erst durch die Ausgrabungen bei Meyenburg in der Nähe von Ahrensburg gelang es nunmehr Alfred Rust, einem Schüler des bekannten Archäologen Professor Dr. Schwantes, den Beweis zu liefern, daß auch Norddeutschland durchaus Wohngebiet des Eiszeitmenschen gewesen ist. Nach den wissenschaftlichen Befunden handelt es sich bei den Ahrensburger Ausgrabungen um Wohnstätten, die einwandfrei einen Einblick in den Lebensabschnitt der Menschen gewähren, die vor etwa zwanzigtausend Jahren im südlichen Holstein lebten, als noch das Inlandeis Teile der kimbriischen Halbinsel bedeckte. Schon jetzt kann festgestellt werden, daß auf Grund der archäologischen Forschung das bisherige Rätsel über die früheste Vergangenheit des Menschen nicht nur in Norddeutschland, sondern auch in ganz Europa der Lösung wesentlich nähergebracht worden ist.

Die Grabung bei Ahrensburg stieß zunächst auf einige technische Schwierigkeiten, da sich in der im Wiesengelände einer glazialen Schmelzwasserrinne gelegenen Grube immer wieder ein die Arbeiten hindernder Matsch bildete, ein Gemisch aus Faulschlamm, Triebfand, Torf und Wasser. Erst nachdem auf Anregung von Professor Dr. Gripp, der als Kenner der

norddeutschen Eiszeitgeologie mitwirkte, eine besondere Pumpenanlage eingerichtet worden war, konnte die Ausbeutung mit Erfolg durchgeführt werden. Unter den ausgegrabenen tierischen Resten fanden sich Schneehase, Schneehuhn, Kranich, Vielfraß, Wildpferd und vor allem Rentier. Die gefundenen hundertfünf Rentiergeweihe und große Mengen von Rentierknochen beweisen, daß dieses Tier dem eiszeitlichen Menschen in der Hauptsache als Nahrungsmittel gedient hat. Die Knochenreste weisen vielfach Einschüsse auf, die Röhrenknochen sind zerschlagen, da das Röhrenmark den wahrscheinlich nur im Frühjahr hier jagenden Menschen als einzige Fettquelle diente.

Nach einwandfreier Feststellung war das Rentier aber nicht nur das bevorzugte Wild, sondern spendete dem Jäger zugleich in seinem Gehörn, das zum Teil eine Länge von eineinhalb Meter erreicht, den Werkstoff für sein technisches und künstlerisches Schaffen. Wie noch bei keinem Funde konnte hier

die Arbeitsweise des Eiszeitjägers bestimmt werden. So

wurden Bogen gefunden, Pfeilspitzen, Harpunen, ferner eigenartige Rippmesser, die wohl zur Fellbearbeitung dienten, und schließlich Schäfte als Handgriffe für feine Feuersteinmesser, um eine leichtere Handhabe zu ermöglichen. In manchen Stücken finden sich Verzierungen und fein eingeschnittene Ornamente. Wie Professor Schwantes erklärt, erinnern diese Ornamente an die Zierweise, wie sie aus der Eiszeit Südossteuropas bekannt ist, und es ist daher wahrscheinlich, daß die holsteinischen Eiszeitmenschen von dort eingewandert sind.

Nach dem geologischen Befunde liegt zu unterst eine Faulschlammserie mit den Hauptfunden, darüber ein Torflager, dann wieder Faulschlamm, darüber Torf bis obenhin. Professor Gripp stellt fest, daß zu jener Zeit der Rand des Inlandeises noch in unmittelbarer Nähe im östlichen Holstein lag. Damit gehört der Fund also selber der Eiszeit an und nicht erst der Nacheiszeit. Die botanische Erforschung hat ergeben, daß zur Zeit der Eiszeitjäger eine Lundravegetation vorherrschte und daher Waldtiere gänzlich fehlen.

Im Augenblick ist in der Nähe der ersten Fundstelle eine neue großangelegte Grabung bei Stellmoor begonnen worden, die bereits jetzt schon die erste Grabung bei weitem übertrifft und alle bisherigen Funde dieser Art in den Schatten stellt. Allein aus der oberen Fundschicht konnten hier unzählige Reste von Rentieren sowie eine große Anzahl von Geräten geborgen werden, die jedoch einer jüngeren Zeit entstammen. Im Gegensatz zur Meyenburger Fundstelle ist das hier gefundene Rentier ausschließlich Waldrentier; auch wurden andere Waldtiere, wie Elch und Biber, gefunden. Die Zeit der offenen Lundra war also vorbei.

Die Technik der Geräteherstellung ist ebenfalls eine andere. Die Rentiergeweihe wurden zum Teil schon zu primitiven Beilen verarbeitet, indem der Hauptast als Handhabe dient und ein Seitenzweig zu einer Beilklinge zugeschnitten und zugeschliffen ist. Nach Ansicht von Professor Schwantes sind dies die ältesten Beile der Welt, und ihr ausschließliches Vorkommen im Norden berechtigt zu der Auffassung, daß hier die Heimat der späteren Beilkulturen zu suchen ist.



Durch Pfeilschuss durchbohrtes Schulterblatt eines Rentieres. (Bisher der nachweislich älteste „Blattschuss“ der Welt.)

Aus den verschiedenen Funden will man Andeutungen gewisser religiöser Gebräuche der Eiszeitjäger feststellen. Aus den Schrammen einer in der Mitte durchbohrten Bernsteinplatte wird die Zeichnung eines Wildpferdkopfes herausgelesen, die vermutlich als Jagdzauber diente. Nach der Meinung von Rüst fragte der Eiszeitjäger die Darstellung desjenigen Wildes in seinen Fettsch, das er zu erlegen beabsichtigte. Der zweite Fund dieser Art ist ein Rentier, in dessen Bauchhöhle sich ein großer Stein befand. Während sonst alle Röhrenknochen wegen des Markes zerschlagen wurden, sind sie bei diesem Tier, das vermutlich als Opfer versenkt wurde, wohl erhalten.

Die Bedeutung der Ahrensburger Funde liegt allgemein darin, daß es sich bei diesen Funden um Spuren des frühesten Menschen und seiner industriellen Tätigkeit handelt, die mit Sicherheit in bestimmte geologische Epochen eingeordnet werden können. Verschiedene gefundene Geräte haben die Grundform der sogenannten „Magdalenienstufe“, der letzten eiszeitlichen Stufe Westeuropas, die in reichen Funden in Süddeutschland nachgewiesen werden konnte.

*



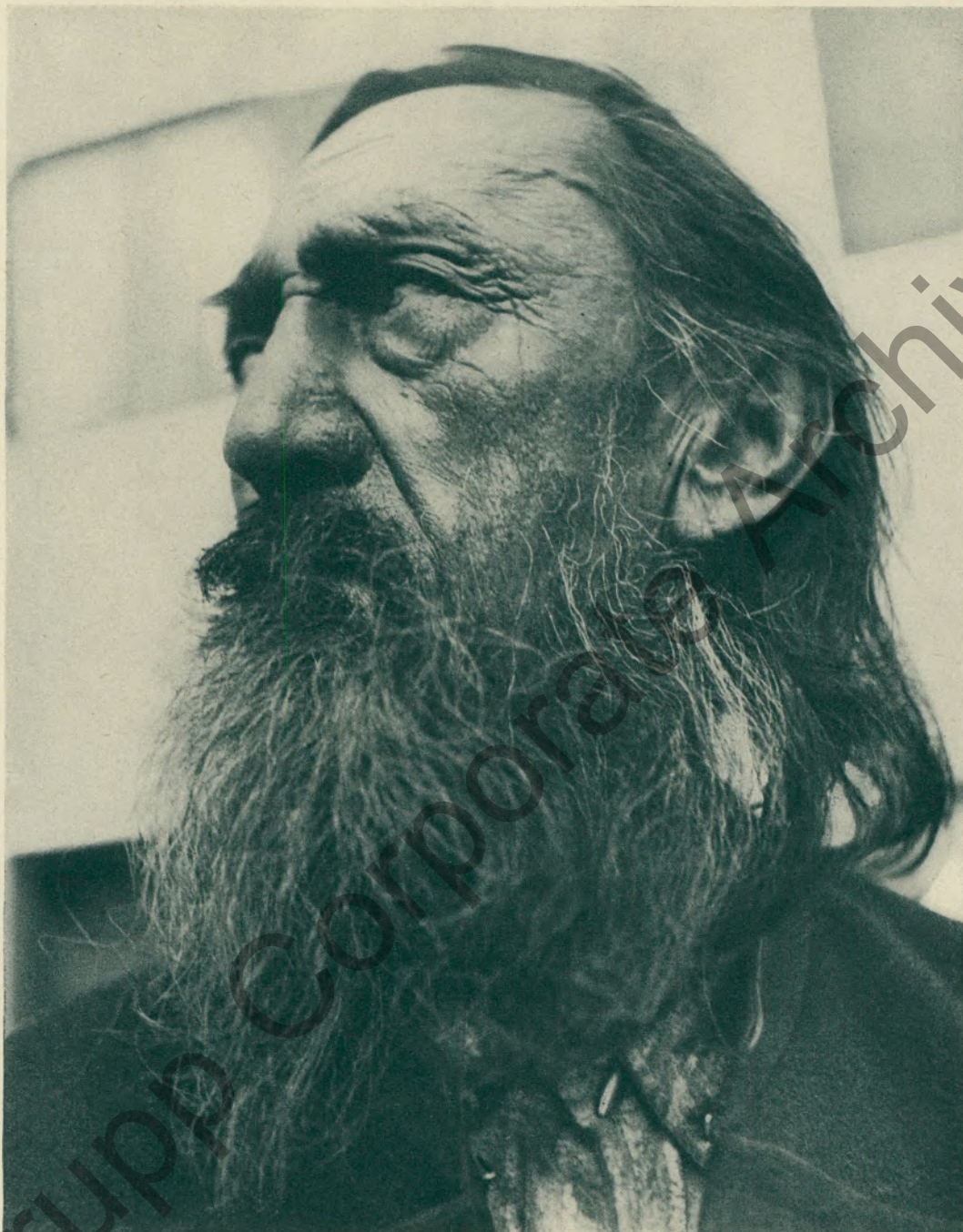
Harpune aus Rentiergeweih.



Riemenschneider von bemerkenswert entwickelter technischer Fertigkeit.

Der Wanderer.

Aus
einem Tagebuch
von
Otto Heuschkele.



Lichtbild: Erich Neßlaff.

Ich kam von einem Rundgang durch den Garten zurück, trug noch den süßen Duft der vielen weißen Nelken in mir. Wer kennt den Duft dieser weißen Nelken, wer weiß, was er verschließt, wenn offenbarte er je seine Geheimnisse? Auch der schwere Geruch des frischgemähten Heues war vom Winde herübergetragen worden und lag nun um mich mit all der Schwermut, die der Sommer bringt im Juni, wenn der Mai zu Ende ist und mit ihm das zarte Kindheitsalter der Natur. Ich saß wieder in meinem Arbeitszimmer, griff nach einem alten Buche aus der Jugendzeit. Es waren Gedichte. Ich ließ blättern die Seiten an mir vorübergleiten, las auch diesen oder jenen Vers, plötzlich jedoch sah ich, daß da auf einer Seite mit Bleistift von einer unsicheren, zitternden Hand diese Zeilen an den Rand geschrieben standen: „Jeder Lebende ist auch ein Sterbender, jeder werdende ein vergehender, jeder kommende schon ein Abschiednehmender.“ Diese Worte gewannen im Augenblick eine unfaßliche Gewalt über mich. Ich spürte, wie in den Worten der Zauber aller Zauber liegt. Ich

legte mein Buch aus den Händen, ging im Zimmer auf und nieder, dachte an Fernstes, längst Erlebtes. Eine Liebesstunde aus früher Jugend erwachte in mir, ein Abschied dunkel umwölkt und voll wehen Gefühles. Ich sah ein Seeschiff durch ein still bewegtes Meer ziehen. Sonne lag auf dem Deck und fröhliche Menschen gingen promenierend durcheinander. Das Bild versank, und während ich so sinnend und in ein Geflecht voll schöner Erinnerungen und Gesichte verstrickt an meinem Tische saß, während ich nochmals diese merkwürdigen, mit Bleistift geschriebenen Zeilen las, hörte ich plötzlich drunten im Garten eine fremde Stimme. Ich sah durchs offene Fenster. Ein fremder Mensch war eben eingetreten, eine abgerissene Gestalt mit zerlumptem Rock, abgetragenen und zerschundenen Schuhen, braunverbranntem Gesicht. Er sprach vor sich hin. Unverständliche Worte. Er ging dann durch den schmalen Weg dorthin, wo ein Springbrunnen sein Wasser in ein kleines rundes Bassin warf. Er neigte sich über das Becken, als wolle er sein Angesicht in dem klaren Spiegel

des Wassers betrachten. Dann kam er wieder zurück. Er hatte mich noch nicht erblickt und drückte jetzt seine sonnenbraune Hand auf den Knopf der Klingel. Ich hörte noch das Läuten der Klingel im Hause, hörte, wie geöffnet wurde, war aber indessen schon im Begriff, selbst hinabzugehen, um dem Fremdling eine kleine Münze zu geben. Aber er bat um ein Stück Brot oder ein Glas Milch. Ich gab den Auftrag, ein Nachtmahl zu bereiten. Indessen saßen wir im Garten einander an einem runden Tische gegenüber. Erst schwieg der Fremde, dann sprachen wir von der Witterung, von der Hitze der letzten Wochen, und wie dies schwer und mühselig sein müsse für die Wanderer, die, wie er selbst, durch das Land zögen. Aber ihn schien das Wetter nicht zu kümmern, es schien, als habe er mit all dem nichts zu tun. Diesen Eindruck machte mir auch sein Antlitz. Ein fertiger Mensch sprach aus den dunkelbraunen strengen Mienen, in die Welt und Leben ihre Spuren gegraben hatten. Von einer gebändigten Leidenschaft sprach das Feuer seiner Augen, und die hohe Stirne schien entschlossen allem standzuhalten, was vom Schicksal her drohte. Es war ein ganz zeitloses, aber ein welterfülltes Antlitz. Mir wäre es auch schwer geworden, den Fremden, der unsere Sprache fließend sprach, einem der deutschen Stämme mit Bestimmtheit zuzureifen. Jetzt war mir klar, daß dieser fremde Mensch keiner der üblichen Bettler war, die kamen und gingen, denen man eine Münze durchs Fenster warf. Nein, er hatte wohl ein Stück Europas durchwandert, und die Länder hatten ihn verwandelt. Nie bisher hatte ich in einem kleinen Augenblick eine solch klare, sichere Vorstellung von dem, was die Welt war.

Inzwischen war das Abendbrot aufgetragen worden. Mein Gast war noch immer eher wortkarg als redselig. Aber seine Stille war das Schweigen eines Abgrundes, in dessen Tiefe das Leben lag. Schließlich fügte es sich, daß er davon sprach, wie er die Länder Europas von der Nordsee bis an die Ufer der Adria, von Königsberg bis Genf und von den Karpathen bis nach Estland durchwandert hatte. Jetzt war mir das Geheimnis seines Angesichtes völlig klar. So sprach das Geheimnis der Welt aus ihm. Ich verstand nun auch, was mich aus meinem Zimmer herabgerufen hatte, daß ich vor ihn hintreten mußte, vor diesen fremden, namenlosen Menschen, der seit dreißig Jahren keine andere Heimat kannte als die Länder Europas und die Herbergen, die da und dort an den Wegen standen. Es war mir ganz klar, ohne es freilich aussprechen zu können. Ich saß hier einem Manne gegenüber, der mich ansah, ohne daß seine Mienen sich wandelten, der von Frühlingen und Sommern sprach und von Herbst und Wintern, als spreche er von Stunden eines einzigen Tages. Er schien über die Menschen zu lächeln, und was sie in rüstiger Beschäftigkeit in vielen Ländern vollbrachten, schien ihm wohl bis ins kleinste vertraut, aber es mochte ihm nicht mehr sagen als ein einsamer Baum, in dessen Schatten er einmal in glühender Sommermittagsstunde geschlafen hatte. Er hatte unzählige Straßen durchwandert und war ungeduldig, neue durchwandern zu dürfen. Einmal hatte ihn die Not auf die Straße getrieben und seitdem war die Leidenschaft in ihm geblieben, eine Leidenschaft, die ihn auf immer neue Straßen trieb. Unzählige Landschaften, Städte und Dörfer hatte er durch diese leuchtenden Augen in sich getrunken. Fragte er wozu? Gab es für ihn ein einziges Ziel, ein einziges Ende? Er trat über ausgetretene Steine zu einem Laufbrunnen und schöpfte in der hohlen Hand das Wasser, er pochte an unzählige Türen, nahm aus unzähligen Händen Münze und Brot, den Becher frischer Milch oder den Krug mit Wein. Was er auch sprach, sprach von einem frischen, jungen Leben, und wenn ich ihn um eine Straße fragte, die ich selbst gegangen war, so war er es, der um Wälder und Wiesen, um die Wirtschaftshäuser, die an ihrem Rande lagen, wußte. So war ihm vieles vertraut, und er schien geschaut und sich bewahrt zu

haben, was an die unzähligen Wege seines Lebens gelegt war. Und so schien es für ihn keine Fremde zu geben als die Fremde in ihm selbst. Aber sie war ihm wie ein Abgrund, in den man nicht niedersteigt, weil er ohne Sonne und ohne den Trost der Sterne ist. Aus allen Gesprächen erfuhr ich nur dies eine: dieser Mensch war mit sich selbst fertig.

Als das Abendessen beendet war, tranken wir noch einen Becher Wein, dann brach der Gast auf, dessen Namen ich nicht weiß, den ich aber trotzdem niemals vergessen werde. Wie gerne hätte ich ihn für eine Nacht im Hause behalten. Meine Einladung wies er höflich und bestimmt zurück. Noch einmal an der Biegung des Weges sah er zurück, hob die Hand zum Gruß und verschwand hinter der Erdsalze.

Ich stand allein in meinem Garten. Mir war, ich sei niemals so einsam gewesen wie nun in diesen Abendstunden, da zartes, goldenes Licht der sinkenden Sonne eine Schar weißer Wolken rosig färbte, daß sie wie leuchtende Schiffe westwärts schwammen. Ich konnte meine Gedanken nicht von diesem seltsamen, fremden Manne abwenden, sondern blieb mit ihm durch eine unsichtbare Kraft verbunden. Die Pflugschar des Schicksals hatte mein Herz geöffnet, es war erschüttert und aufgebrochen, fähig und bereit, das Leben zu fassen. Spät noch, als es schon Nacht war, dachte ich an ihn und die Gedanken, die sich um des Fremden Gestalt legten, sogen sich voll mit den Bildern fremder Länder, jener Länder, von denen mir der Wanderer erzählt hatte. Und nun tauchten aus diesen Ländern, aus tausend Straßen andere Wanderer aus dem Dunkel auf. Aber sie alle, ihre Zahl war Legion, blieben hinter ihm, der einsam stand wie ein Fürst vor seinem Volke, wie ein Führer vor seiner Schar. Ich trat ans offene Fenster und sah, daß am Himmel Wolken gegen Westen zogen, zwischen ihnen stand das helle Mondlicht, wie kleine Wasserlachen in Feldwegen stehen nach dem Regen. Aus dem Garten stieg wieder der Duft der weißen Nelken auf, und von den Wiesen drüben wehte wieder der Geruch des Heues her. Aber jetzt weckte der Duft andere Gefühle, andere Bilder, ich erinnerte mich wieder an die Worte, die in meinem Buche eingeschrieben waren. Ich weiß, ich habe in diesem Augenblick ein wenig gelächelt . . . so wie man über eine unbegreifliche Begegnung lächelt. Der Fremde erschien noch einmal vor meinem Innern. Ich sah ihn in einer finstern, nur halb erleuchteten Kammer auf Stroh liegen, nur notdürftig mit Lumpen bedeckt. Alles war dunkel, einzig auf seinem Antlitz lag viel Licht. Er starb, aber das Sterben mußte ihm nicht schwer gefallen sein. Man begrub ihn dann auf irgendeinem Kirchhof unter lauter unbekanntem Menschen. Man hat kein Kreuz und keinen Stein auf seinen Hügel gestellt, keiner pflegt dort eine Blume . . . ab und zu kommt ein Vogel hergeflogen und singt absichtslos sein Lied. Und doch ruht unter diesem Hügel einer, der unendliche Bilder der Welt in sich trug. Und jetzt steht er an den Toren der Unterwelt und wandert weiter im Reiche der Schatten, wandert zwischen andern Schatten, ein Fremder unter Fremden. So sieht ihn mein inneres Auge. Ich weiß, daß wir Dichter dort keine anderen Genossen haben als die Gestalten, die wir in unserem Gedichte beschworen, und so suche ich selbst einmal dort den fremden, namenlosen Wanderer, der mich erschütterte und der mir etwas vom Geheimnis des Lebens schenkte, zum Freunde zu gewinnen, da er sich hier auf Erden aller Freundschaft entzog.

Hier enden meine Gedanken und Gesichte. Ich besinne mich ganz klar auf mich selbst und frage mich, wie denn solche Begegnungen unserem Leben seine Richtung zu geben vermögen? Ob nicht das Auftauchen eines fremden Bettlers, das Niederfallen einer leuchtenden Sternschnuppe in stiller Sommernacht, das Lied eines Einsamen uns verwandeln kann, wenn es uns in der Stunde trifft, da das Herz erschüttert ist und offen wie eine Ackerfurche für den Samen. Ich stehe ergriffen vor der Gewalt, die das Herz über uns hat!



Im
Thomaswerk.
Radierung
von Prof. Kupferschmid.

Ein vergessener Pionier neuzeitlicher Technik und Chemie.

Zum 150. Todestag Karl Wilhelm Scheeles am 21. Mai 1936.

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Zwei typische deutsche Eigenheiten, die Bevorzugung der Helden des Geistes vor den Helden der Arbeit und der Mangel an Nationalbewußtsein, beschatteten den Nachruhm des verdienstvollen Chemikers Karl Wilhelm Scheele. Es würde keinem Norweger einfallen, Holberg für einen dänischen Dichter gelten zu lassen, weil seine Heimat zur Zeit seiner Geburt unter dänischer Herrschaft stand. Aber das deutsche Volk hat sich unverständlicherweise über ein Jahrhundert nichts dabei gedacht, in Scheele einen Schweden zu sehen, weil seine vorpommersche Heimat an Schweden abgetreten war, als er das Licht der Welt erblickte. So kommt es, daß Karl Wilhelm Scheele, dieser außerordentliche Pionier der deutschen Industrie und Technik, nicht einmal in den zahlreichen Bänden der „Allgemeinen deutschen Biographie“ Aufnahme gefunden hat. Eine traurige, aber wahre Feststellung für einen Mann, dem Deutschland einen großen Teil seiner wirtschaftlichen Bedeutung verdankt!

Scheeles vielseitige Forschungen, die ihn zu dem berühmtesten Experimentator auf dem Gebiete der Chemie machten, bilden die ersten Grundsteine der organischen Chemie. Die zahlreichen Entdeckungen, die er an Grund seiner umfassenden Arbeiten machte, wurden nicht nur für die Entwicklung der chemischen Industrie von größter Bedeutung, sondern sogar auch für die Technik. Nicht nur die Schloten der chemischen Fabriken kündeten von seinem Ruhm, auch jedes gigantische technische Werk, jede Brücke, jeder Stahlmast, die Verladebrücken und Hellinge in den Hafenstädten sind Ehrenmale seiner Arbeit, denn seine Erkenntnis, daß die Kaltbrüchigkeit des Eisens durch Phosphor verursacht wird, gab Thomas erst die Grundlage für sein Verfahren, mit dem nach Bessemers Erfindung das Zeitalter des Stahls anbrach. „Kein Chemiker“, so sagt Naucner in dem beachtenswerten Werk „Männer der Technik“ von Conrad Matschoß, „vor oder nach Scheele hat so viele wichtige, bahnbrechende Entdeckungen gemacht.“

In einem der schlichten Patrizierhäuser der Fährstraße der alten Hansestadt Stralsund wurde Karl Wilhelm Scheele am 19. Dezember 1742 als Sohn — das siebente von elf Kindern — des Brauers und Kornhändlers Joachim Christian Scheele geboren. Das Haus, dessen Front heute zu seinem Andenken mit einer Gedenktafel und mit einem Medaillon geschmückt ist, mußte die Familie zwei Jahre nach der Geburt des Sohnes wegen eines wirtschaftlichen Zusammenbruches verlassen. So begann für Karl Wilhelm Scheele der Ernst des Lebens schon sehr zeitig. Er besuchte eine Privatschule und anschließend das Gymnasium in Stralsund, ohne daß er etwas von seiner späteren großen Bedeutung ahnen ließ. Wegen seiner stillen, grüblerischen Veranlagung wurde er unter den gleichaltrigen Knaben sogar für den einfältigsten gehalten.

Da der älteste Bruder Karl Wilhelm Scheeles die Apothekerlaufbahn eingeschlagen hatte, äußerte er schon in seinem ersten Lebensjahre den Wunsch, ebenfalls Apotheker zu werden. Er verließ in seinem fünfzehnten Lebensjahr die pommerische Heimatstadt, um in der Apotheke „Zum Einhorn“ in Gothenburg den Weg in die Naturwissenschaften zu beginnen. Hier wurde sein lebhaftes Interesse für chemische Experimente nicht nur geweckt, sondern durch die Umsicht des Apothekenbesizers, eines aus Mecklenburg stammenden Herrn Bauch, auch noch gefördert. Herr Bauch entlohnte ihn aller mechanischen Dienstleistungen und beschäftigte ihn hauptsächlich im Laboratorium. In seiner freien Zeit bildete sich Karl so eifrig weiter, daß der Apotheker sich in einem Briefe an die Eltern Scheeles äußerte, „er fürchte, daß sich Karl durch seinen beharrlichen Fleiß schaden würde, da er halbe Nächte hindurch in Büchern studiere, die für ihn noch zu hoch seien“. Dafür konnte der Gothenburger Zeitgenosse, Apotheker Helling, dem dreiundzwanzigjährigen Studiosus pharmaciae bei seinem Weggang nach Malmö aber auch bescheinigen, daß er so viel Kenntnisse wie ein bejahrter Chemist besäße.

Die Tätigkeit in der Apotheke „Zum gefleckten Adler“ in Malmö, die nicht ganz drei Jahre währte, gab Karl Wilhelm Scheele reichlich Gelegenheit, seine chemischen Studien fortzusetzen. Während dieser Zeit verfaßte er eine Abhandlung über die Oxalsäure und isolierte die Weinsäure nach einem Verfahren, das noch heute zur Herstellung von Pflanzensäuren Verwendung findet. In dieser Stadt entwickelte sich aus dem Apotheker immer mehr der große Chemiker, und der schwedische Gelehrte Anders Regius sagte von ihm: „Während seines Aufenthaltes in Malmö kaufte er von Kopenhagen so viele Bücher, wie sein Lohn ihm gestattete. Diese las er ein- oder zweimal durch, worauf er sich an alles erinnerte, was er daraus behalten wollte. Bei einem elfjährigen beständigen Experimentieren hatte er einen solchen Vorrat an Beobachtungen gesammelt, daß in dieser Hinsicht nur wenige jemals mit ihm verglichen werden können; außerdem hatte er sich eine Fertigkeit erworben, Versuche auszudenken und anzustellen, wie sie äußerst selten ist.“

Obwohl Scheele Malmö verließ, machte er seiner Heimatstadt Stralsund einen Besuch. Dann wandte er sich, in der Absicht, mit den maßgebenden wissenschaftlichen Kreisen Berührung zu finden, nach Stockholm und trat in den Dienst der Apotheke „Zum Raben“. Dort bot sich ihm aber so wenig Gelegenheit, seinen Studien nachzugehen, daß er der schwedischen Hauptstadt 1770 schon wieder den Rücken kehrte und in Uppsala eine Stelle als Vorsteher des Laboratoriums der Apotheke „Zum Wappen von Uppland“ annahm. In Uppsala führte er viele der bedeutenden Untersuchungen aus, die ihn in kurzer Zeit zu einem der berühmtesten Chemiker seiner Zeit machten. Er führte die in ihrer Bedeutung unvergleichliche Untersuchung des Brausteins aus, durch die er der Entdecker des Chlors und der Metalle Mangan und Barium wurde. Er wies nach, daß Phosphor aus Knochen hergestellt werden konnte, und entdeckte die Fluorwasserstoffsäure, die Arsensäure und den Arsenwasserstoff. Noch während seiner Uppsalaer Zeit wurde er im jugendlichen Alter von 33 Jahren zum Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm gewählt.

Je größer das Eindringen Scheeles in die unbekannte Chemie war und je zahlreicher seine Entdeckungen wurden, je mehr fühlte er, daß ihm seine abhängige Stellung hinderlich war und daß er sich die erwünschte Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nur durch die Übernahme einer Apotheke sichern könnte. Als er daher im Jahre 1775 Gelegenheit fand, in Köping am Mälarsee eine Apotheke zu übernehmen, verließ er Uppsala. Allerdings war die erste Zeit für ihn in Köping voller Sorgen. Aber schließlich gelang

es ihm, alle Widerwärtigkeiten wegen der Übergabe der Apotheke aus dem Wege zu räumen und sich auf eigene Füße zu stellen. Anfangs arbeitete Scheele nur mit einem Lehrling in seiner Apotheke.

Von Köping aus ging nun eine große Entdeckung nach der andern in die Welt und trug den Namen Scheeles über den ganzen Erdball. Gleich in der ersten sorgenvollen Zeit schrieb er das bedeutende Buch „Chemische Abhandlung von der Luft und dem Feuer“, dessen Druck durch eine Nachlässigkeit des Buchdruckers erst zwei Jahre später beendet war. Durch diese Verzögerung ging er des Prioritätsrechtes mehrerer wichtiger Entdeckungen verlustig, wie des Sauerstoffs, den er als Feuerluft bezeichnete und schon im Jahre 1772 auf verschiedene Art hergestellt hatte. Bei der Verfeinerung der Fettsäure isolierte er eine süß schmeckende Flüssigkeit, die er als Süß bezeichnete und die später Glycerin genannt wurde. Er entdeckte unter anderem die Blausäure, die Harnsäure, die Milchsäure, die Zitronensäure, die Apfelsäure und das Metall Wolfram. Außerdem wies er nach, daß der Graphit aus Kohle besteht, und schuf eine Farbe, die als Scheelesches Grün oder Schwedischgrün bezeichnet wird.

Gleich in das erste Jahr seine Übersiedlung nach Köping fielen die Bemühungen, ihn an den preussischen Hof zu ziehen. Am 15. Dezember 1775 schrieb d'Alembert an Friedrich den Großen:

„Ich hatte die Ehre gehabt, E. M. anzutragen, für Sie jemanden zur Nachfolge für H. Marggraf zu suchen, für den Fall, daß die Akademie diesen tüchtigen Chemiker verlieren könnte. Da ich niemanden ausnehme, wenn es sich darum handelt, E. M. zu dienen und Ihrer Akademie nützlich zu sein, habe ich, erst vor kurzem, erfahren, daß es in Stockholm einen sehr tüchtigen Chemiker gibt, namens Scheele, Mitglied der Akademie der Wissenschaften dieser Stadt, und der, ohne mir sonst bekannt zu sein, von den besten Chemikern Frankreichs hoch eingeschätzt erscheint. E. M. könnten hierüber Informationen einholen und die Gewinnung dieses Gelehrten bewerkstelligen lassen, was vielleicht nicht schwierig sein würde.“

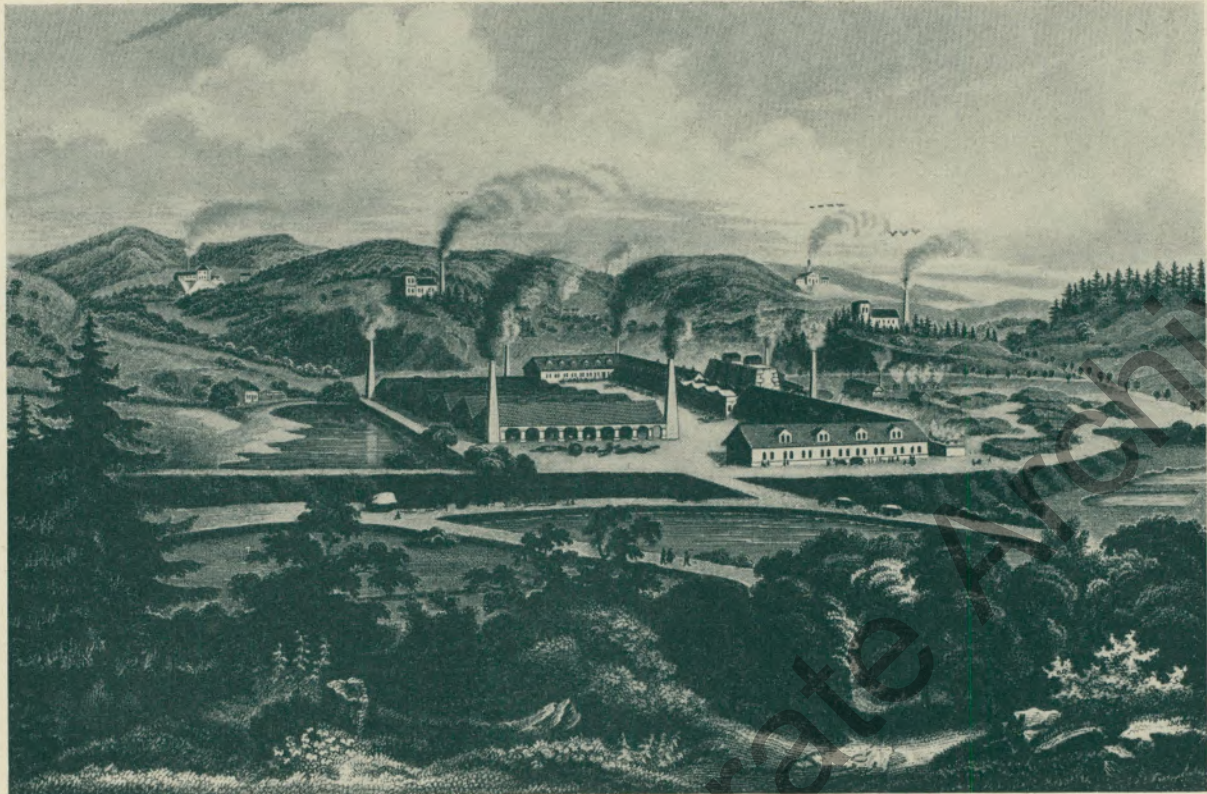
Sofort gab Friedrich der Große seinem Gesandten in Stockholm den Auftrag, „Erfundigungen betreffs eines berühmten Chemikers, der in Schweden sein soll, einzuziehen“. Aber der Gesandte Graf Nostiz zeigte sich in dieser Angelegenheit wenig diplomatisch, er bezeichnete Karl Wilhelm Scheele in seinem Antwortschreiben nur als „Apotheker einer Provinzstadt, der seine chemischen Kenntnisse bloß langer Arbeit und reicher Erfahrung verdankt“, und empfahl der Akademie statt dessen den Gelehrten Bergman. Die Direktoren der Akademie schrieben dem Gesandten daraufhin, „daß es nicht H. Bergman ist, um den es sich handelt, sondern Scheele, dessen Name E. M. wahrscheinlich vergessen hat. Daher wäre es uns sehr wichtig, ebenfalls diesen letzteren betreffend Aufklärungen zu erhalten und zu erfahren, ob er sich entschließen könnte, hierher zu übersiedeln und zu welchen Bedingungen“. Scheeles Antwort hierauf ist nicht mehr erhalten; aber es ist anzunehmen, daß er sich durch die Unvorsichtigkeit des Gesandten veranlaßt sah, als Ersatz für Bergman nicht nach Berlin zu gehen.

Er blieb in Köping und hatte es auch nicht zu bereuen. Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Stockholm gewährte ihm eine für damalige Zeiten nicht unbedeutende Unterstützung, die ihm manche Sorge nahm. Aus allen Ländern kamen die Gelehrten in das stille Köping, um den großen Chemiker kennenzulernen, dessen Entdeckungen ganz Europa in Bann zogen. Er wurde Mitglied der Gesellschaft der deutschen Naturforscher und Ärzte; die königliche Akademie der Wissenschaften Turin übersandte ihm ein Diplom und ernannte ihn zum Mitglied, und ebenso die königliche medizinische Sozietät zu Paris.

Im Jahre 1786 erkrankte Scheele. Es waren in der Hauptsache die Folgen der angestrengten Laboratoriumsarbeit, die Wirkungen der von ihm entdeckten giftigen Stoffe, wie Fluorwasserstoff, Blausäure und Arsenwasserstoff, die seinen Körper geschwächt hatten. Als er erkannte, daß er mit seinen 43 Jahren schon am Ende des Lebens stand, verheiratete er sich, wie er es schon vor einem Jahrzehnt geplant hatte, mit der Witwe des Apothekers, damit ihr nach seinem Tode die Apotheke wieder zufallen sollte. Drei Tage darauf, am 21. Mai 1786, schloß er die Augen. Die Städte Köping und Stockholm haben ihm ein Denkmal gesetzt, und in Köping trägt auch der große Stadtpark seinen Namen, der, wie uns die Bezeichnungen Scheel, Scheelbleierz, Scheelesches Süß, Scheelisieren, Scheelit und Scheelsäure verraten, auch in chemische Begriffe übergang.

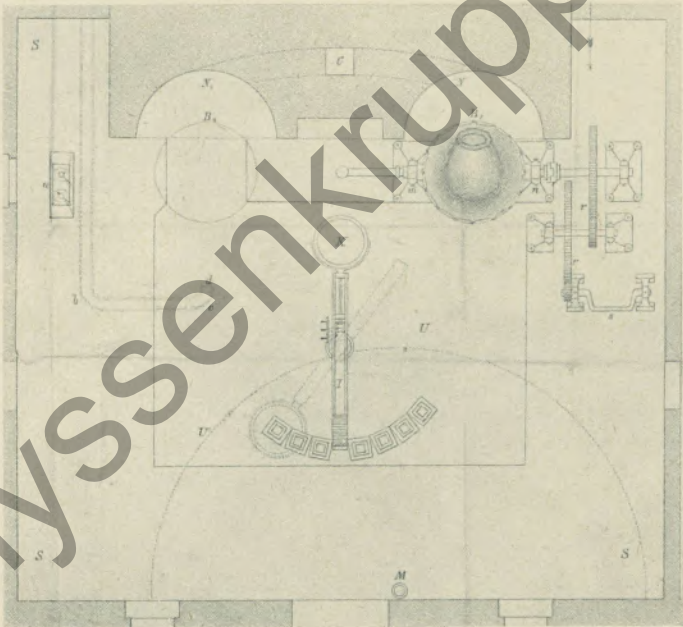
Technische Ge- denk- tage.

Hüttenanlage
von
Joseph Meyer.
Ende der
1840er Jahre.
(Bildsammlung
Dietmann.)



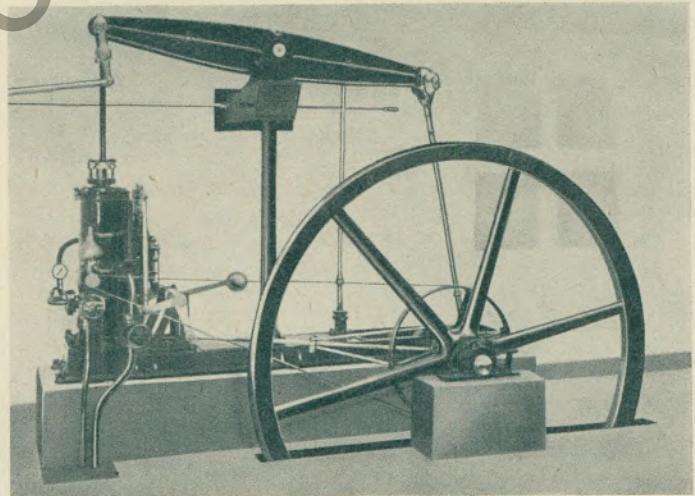
9. 5. 1796 wurde zu Gotha Joseph Meyer geboren. Zunächst als Kaufmann, später als Buchhändler und Verleger tätig, der in den 1820er Jahren begann, billige Klassikerausgaben herauszugeben, der weiter in seinem „Universum“, einer Monatszeitschrift, weitesten Kreisen die Fortschritte der Wissenschaften mitteilte, und der endlich das Konversationslexikon begründete, das auch heute noch als Nachschlagewerk sich eines großen Ansehens erfreut. Dieser Buchhändler baute in der richtigen Erkenntnis der Bedeutung der Eisenbahn und ihres großen Bedarfes an Eisen und Stahl südlich Meiningen ein Hüttenwerk, das aus vier Hochofen, drei Kupolöfen, sechzig Puddelöfen und dreißig Schweißöfen sowie zwei Walzenstraßen nebst Dampfhammer bestand. Leider war die finanzielle Grundlage des Werkes sehr schwach, und die Revolution von 1848 brachte das ganze Unternehmen zum Scheitern. Obgleich das Werk vollständig ausgerüstet da stand, hat nicht ein Meter Schiene die Walzenstraße verlassen. Die gesamten Anlagen wurden versteigert und später abgebrochen.

10. 5. 1809 wurde zu Lurach Peter Ritter von Tunner geboren. Er ist der Begründer des Weltstudiums der Bergakademie zu Leoben, wo er als Lehrer der Eisenhüttenkunde tätig war. Seine vielfachen praktischen Erfahrungen, die er mit wissenschaftlichen Grundsätzen zu verbinden pflegte, vermittelte er seinen Schülern in lichtvollen Vorträgen. Unter seinen vielen hüttenmännischen Verdiensten seien hier nur seine Bestrebungen zur Einführung des Bessemer-Verfahrens in Österreich genannt. Nicht vergessen werden darf aber seine fruchtbare Tätigkeit als Fachschriftsteller der Eisenhüttenkunde.



Tunners Zeichnung eines frühen englischen
Bessemer-Stahlwerkes.

Aus: Berg- und Hüttenmänn. Jahrb. 12 (1863) Taf. 1.



Eine der ersten Dampfmaschinen von Georg Eggestorff.

Diese Maschine war über 75 Jahre in Betrieb.

Nach W. Dabritz und E. Meßelitt: Hundert Jahre Hanomag. Düsseldorf 1935, S. 15.

27. 5. 1868 starb zu Linden bei Hannover Georg Eggestorff. Sein Vater, der das Böttcherhandwerk erlernt hatte, verstand es, sich durch Erwerb einer stillliegenden Kalkbrennerei, der er bald eine Ziegelei und einen Steinbruch angliederte, lohnende Beschäftigung zu sichern. Als sein Sohn Georg die Schule verlassen hatte, sollte auch er das Böttcherhandwerk erlernen. Dieser gab nach etwa anderthalb Jahren seine Lehre auf und trat als Schreibgehilfe in das Geschäft seines Vaters ein. 1824 gründete er die erste Zuckerraffinerie in Hannover, 1832 eine Saline. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1835 folgte eine Maschinenfabrik mit Eisengießerei zum Bau von Dampfmaschinen und Lokomotiven. Aus diesem Werk entstand in den 1870er Jahren die Hanomag, die als Erbauerin zahlreicher Lokomotiven für in- und ausländische Eisenbahnen mit zu den ersten Lokomotivfabriken Deutschlands zählt. Jahade.

Die deutsche Wirtschaft im Zahlenbild.

Der Aufschwung Des Wohnungsbaues!
Gegenüber 1932-100 wurden Wohnungen errichtet im Jahre 1935

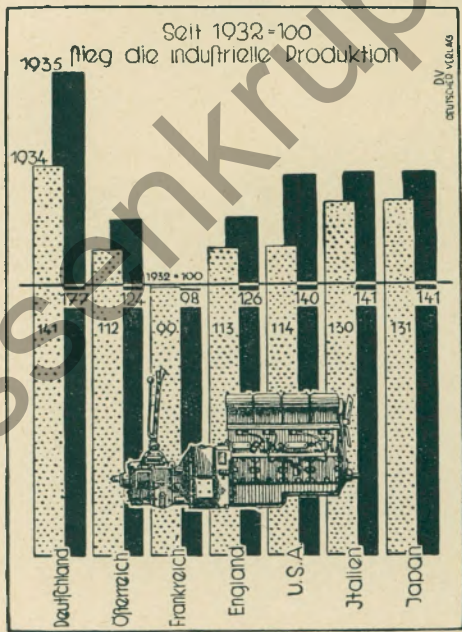


so gering angestiegen, ja in Frankreich, in der Tschechoslowakei sogar niedriger als im Jahre 1932. In den Vereinigten Staaten von Amerika geht die Privatinitiative nur langsam an den Wohnungsbau heran; in anderen Ländern, namentlich in denen, die mit der englischen Währung zusammenhängen, wurde in den letzten Jahren zwar viel gebaut, aber jetzt treten die sogenannten „Aufwendungen für den Staat“ immer mehr in den Vordergrund.

Deutschland voran.

Alle Länder haben während der letzten beiden Jahre starke Anstrengungen gemacht, um die Weltwirtschaftskrise zu überwinden, und mit Ausnahme Frankreichs ist in den meisten Staaten starker Industrieproduktion auch ein sichtbarer Erfolg in der Krisenbekämpfung erzielt worden. So konnte die Industrieproduktion der Welt durchschnittlich im Jahre 1935 gegenüber 1932 um 38 % gesteigert werden. Weitans an der Spitze steht die Steigerung der Industrieproduktion in Deutschland, wo die Erholung der Industrie genau das Doppelte erreichte, nämlich 77 %.

In Deutschland größte Produktionssteigerung



Wirtschaftsaufschwung und Wohnungsbau.

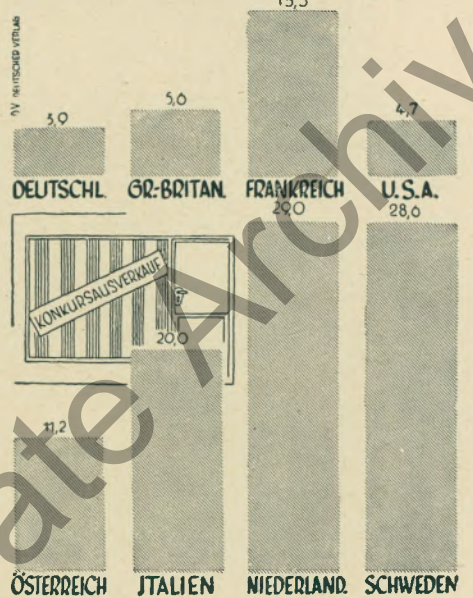
Der Baumarkt ist wohl der empfindlichste Anzeiger der Wirtschaftskondition eines Landes. Es ist deshalb interessant, einmal festzustellen, wie dieser Hauptträger des Konjunkturaufschwungs sich in den einzelnen Ländern entwickelte. Das Bild zeigt, daß Deutschland im Jahre 1935 ungefähr viermal soviel Wohnungen errichtete als im Jahre 1932. Nach ihm folgt Schweden, dann Italien. In allen anderen Ländern ist die Wohnbautätigkeit

Treu und Glauben regieren wieder in Deutschland.

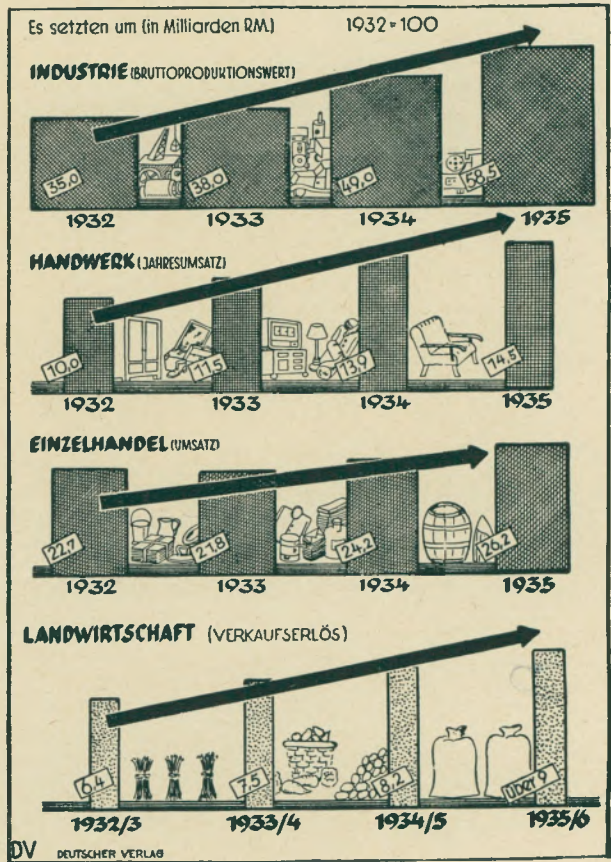
Trotz steigender Warenüberschüsse, trotz steigendem Kapitalbedarf hat sich die Liquidität der gesamten deutschen Wirtschaft während der letzten drei Jahre entscheidend gebessert. So ist es ein großes Verdienst der neuen Wirtschaftsführung, daß sie das Vertrauen zum Kredit wiederhergestellt hat. Das Bild zeigt, daß im Ausland die Geschäftsmoral lange nicht in dem Umfange gefestigt ist wie in Deutschland. In Frankreich, den Niederlanden und in der Schweiz ist sogar in den letzten drei Jahren noch ein Ansteigen der Geschäftszusammenbrüche zu beobachten. Die verhältnismäßig hohe Zahl von Geschäftszusammenbrüchen in Schweden, den Niederlanden und Frankreich erklärt sich vor allen Dingen dadurch, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse in diesen Ländern noch wenig konsolidiert sind.

Geschäftsmoral in Deutschland und bei den andern!

Auf 10000 Erwerbstätige kamen Geschäftszusammenbrüche in den Jahren 1934/35

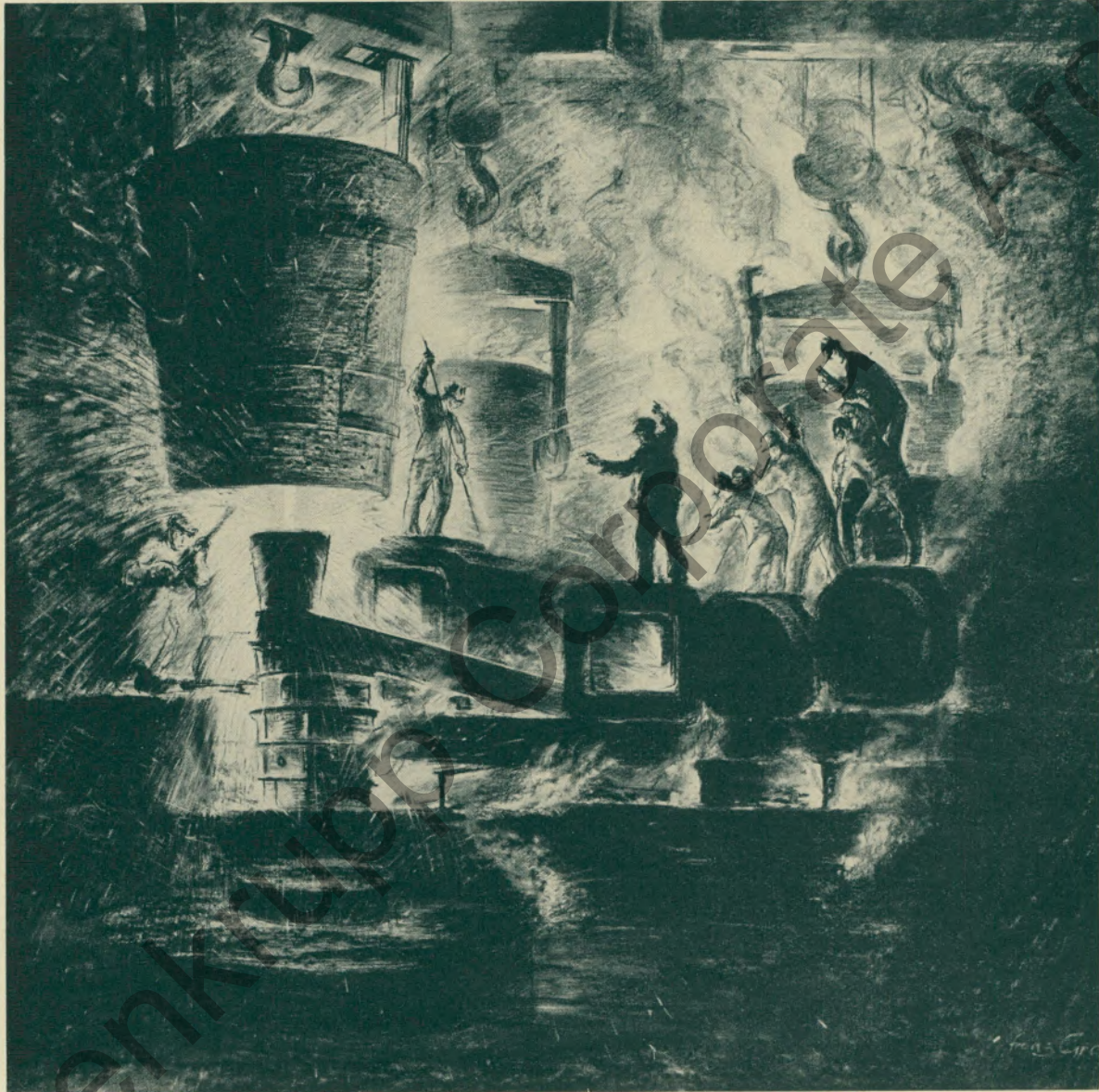


Steigende Umsätze in allen Geschäftszweigen



Die Kundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Stahlguß.

Nadierung von Franz Graf-Hohenhausen.

„Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war . . .“

Wie mein Gedicht „Bekennnis“ entstand.

Von Karl Bröger.

Aus den „Düsseldorfer Nachrichten“.

Bereits im Jahre 1916 hat eine literarische Zeitschrift ausgerechnet, daß kein Gedicht in deutscher Sprache so oft gedruckt worden ist wie „Bekennnis“. Vierzig Millionen Abdrucke wurden schon damals errechnet, eine Zahl, die sich in den zwanzig Jahren seither vervielfacht haben

dürfte. Wie oft das Gedicht zitiert und rezitiert worden ist, hat noch niemand ausgerechnet. Die Schlußverse sind dreimal im Reichstag zitiert worden, zum erstenmal von dem verstorbenen Reichskanzler von Bethmann-Hollweg. Bis in die neueste Zeit herein berufen sich offizielle und

Der Einsatz des Arbeitsdienstes

Im Sommerhalbjahr 1935 in %



In den Jahren 1930 und 1932 lagen Hunderttausende und bald über eine Million deutscher Jungarbeiter beschäftigungslos auf der Straße. Fast jeder dritte Deutsche lebte von Unterstützungsgroschen. Adolf Hitler hat diesem Zustande raschestens ein Ende gemacht. Er schuf den Deutschen Arbeitsdienst und führte im Sommer 1934 die Arbeitsdienstpflicht ein. Nun steht die gesamte deutsche Jungmannschaft, der Student neben dem Bauern, der Arbeiter neben dem Kaufmann, bei gemeinsamer Handarbeit zum Nutzen des deutschen Volkes. Ein Gebiet von der Fläche des Saargebietes ist durch den Arbeitsdienst bereits kultiviert und steht jungen Deutschen als Siedlungs- und Bauernland zur Verfügung. Zucht und Ordnung zieht wieder bei der deutschen Jugend ein. Handarbeit mit Schaufel und Pflanzel wird nicht mehr verachtet, ein Volk arbeitet an der Urbarmachung auch des letzten Fleckchens seines Wohnraumes.

nichtoffizielle Redner auf diese Verse, bei welchen Gelegenheiten und mit welchen kleinen Abwandlungen, ist manchmal erstaunlich.

Eine Sache, die derart im Mittelpunkt steht, erregt natürlich die Wissbegierde. Dieser Wissbegierde genügt die Tatsache des Gedichtes allein nicht. Sie fragt nach näheren Umständen und will etwas erfahren über die Entstehung, den Anstoß, die Eingebung. Nun läßt sich über Lyrik bewußt so gut wie gar nichts aussagen, am wenigsten vom Dichter selbst, der im entscheidenden Augenblick der Eingebung das willenlose Sprachrohr eines höheren Willens ist. Nicht er dichtet dann, sondern „es“ dichtet durch ihn. Von diesem „Es“ läßt sich nur aussagen, daß es kommt, wann es will und durch keinen Akt des Willens zu beschwören ist. Wer darüber mehr weiß, sollte mit feiner Wissenschaft nicht hinterm Berg halten. Mir genügt die Erkenntnis, daß sich darüber nichts erkennen läßt.

In diesem Sinne sind von mir bisher alle Anfragen entschieden worden, die sich auf das Wunder der Inspiration beziehen. Ich kann auch heute darüber nicht mehr und nichts anderes sagen. Klar läßt sich dagegen über die äußeren Umstände sprechen, die mein Gedicht „Bekanntnis“ begleitet und zum Teil wohl auch mit geformt haben. Über diese äußeren Umstände will ich deshalb auch reden, schon um einige hartnäckige Legenden zu zerstören.

Mein „Bekanntnis“ ist einige Tage vor Weihnachten 1914 entstanden, nicht schon im Sommer 1914, wie immer und immer wieder behauptet wird. Ich war damals von meiner Granatverletzung eben wiederhergestellt und zum neuen Ausrücken ins Feld bereit. Eingekleidet war ich bereits wieder und wartete nur noch auf den Marschbefehl. Mein Ersatztruppenteil lag in der Nachbarstadt Fürth. Ich nützte diese Gelegenheit aus und ließ mich, so oft es nur ging, in meine Vaterstadt Nürnberg beurlauben. Mit der Straßenbahn war ich in einer kleinen Stunde daheim.

Einige Tage vor Weihnachten 1914 befand ich mich zu Besuch in meiner Arbeitsstelle, der Redaktion der „Fränkischen Tagespost“, und sah die neuesten Berichte vom westlichen Kriegsschauplatz nach. Es wurden Kämpfe aus der Gegend von Arras gemeldet, wo ich Anfang Oktober

verwundet worden war und das Regiment verlassen mußte. Eine sehr wunderliche Stimmung überkam mich, und gegen meine sonstige Gewohnheit ging ich zu Fuß heim. Der Weg führte um den Stadtgraben. Es war ein trüber Wintertag, der sich seinem Abend näherte. Ganz deutlich sehe ich wieder den Himmel vor mir, weißgrau verhängt, und im Westen von einem zerfetzten Abendrot gestriemt. Dort im Westen, wo dieses blutige Rot hing, waren die Kameraden. Ich stand auf einmal wieder mitten unter ihnen, lauter älteren Reservisten und Landwehrmännern, zu einem großen Teil Arbeiter aus Nürnberger und Fürther Fabriken, sah Notre Dame de Lorette, den Bouvignywald und die herrlichen Türme von Mont Saint Eloy und kämpfte ihren schweren und entsetzlichen Kampf mit. Jetzt eben lag wohl schweres Feuer auf den nassen und von drei Seiten her besunkenen Gräben von Couches und Alblain. Mitten in diesem Feuer standen sie und trösteten dem Tod.

Alles das sah und durchlebte ich mit einer fast schmerzhaften Deutlichkeit. In halber Betäubung ging ich meinen Weg, und auf diesem Weg vom Frauentor bis zum Stadtpark rangen sich in mir die Worte meines Gedichtes „Bekanntnis“ los. Ich könnte heute nicht mehr sagen, wie lange ich für diesen Weg gebraucht habe, ob es Stunden waren oder nur der Teil einer einzigen Stunde. In der Rückschau scheint der Vorgang auf wenige Minuten zusammengedrängt.

Die Verse, die in einem einzigen, von keiner Stockung unterbrochenen Fluß kamen, wurden mir erst in der Niederschrift bewußt. Sie lauteten:

Zimmer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
 Bloß, wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
 Als man uns tief, da zogen wir schweigend fort,
 Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort:
 Deutschland.

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tiefversteckt.
 Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgeredet.
 Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,
 Und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus.
 Deutschland.

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
 Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
 Alle schätzen wir deiner Grenze heiligen Saum.
 Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum.
 Deutschland.

Zimmer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
 Nur, wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
 Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
 Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
 Denk es, o Deutschland!

Einige Tage nach Weihnachten sandte ich dieses Gedicht an den „Simplizissimus“. Meinen Namen nannte ich nicht, sondern unterzeichnete die Verse: „Von einem Arbeiter“. Mit diesem Zeichen wurde das Gedicht auch in einer der ersten Nummern des „Simplizissimus“ im Januar 1915 abgedruckt. Der Eindruck der Verse übertraf alle Erwartungen. Sie gingen durch die ganze deutschsprachige Presse, sind in alle Sammlungen aufgenommen und erscheinen auch in ausländischen Anthologien als Musterstück deutscher Poesie.

Ich selbst bin auf diese Verse festgelegt, manchmal mehr, als ich meinen anderen Versen gegenüber beantworten kann. Es gibt nämlich von mir noch andere Gedichte. Nichts hat mir jedoch mehr Eindruck gemacht als die Tatsache, daß im Lauf der Jahre mein Gedicht „Bekanntnis“ unter den verschiedensten Verfassern aufgetaucht ist. Wem dieses Gedicht gefiel, und es sind nicht wenig Menschen, denen es gefallen hat, der setzte seinen Namen darunter und gab es als sein Erzeugnis zum Abdruck weiter. Mir fällt es nicht bei, darüber unglücklich zu sein und ein Wehegeschrei über Plagiatoren anzustimmen. Aus dem Volksgeist empfangen, wollen die Verse wieder in den Volksgeist zurück, und daß ich als Dichter mit meinem Namen bekanntgeworden bin, soweit diese Verse in Frage kommen, ist keine ungetrübte Freude. Ich war schon vom Instinkt richtig beraten, als ich „Von einem Arbeiter“ unterschrieb.

Das Gedicht „Bekanntnis“ wäre schon am besten namenlos geblieben.

Man kann seine eigene Persönlichkeit verändern.

Aus einem Aufsatz von Dr. Albert Edward Wiggam, Newyork, in „Physical Culture“, Newyork. — Der Verfasser hat eine Reihe von Werken biologischen Inhalts veröffentlicht.

Die Persönlichkeit eines Menschen besteht aus seinen Lebensgewohnheiten. Seine Persönlichkeit entwickeln heißt seine Gewohnheiten entwickeln. Die meisten Menschen sind sich dessen nicht bewusst. Sie sehen nicht ein, daß sie, um ihr persönliches Wesen zu ändern, ihre Gewohnheiten ändern müssen. „Du bist nichts anderes als deine Gewohnheiten, und deine Gewohnheiten sind du.“ Und man kann seine Gewohnheiten ändern. Wenn man es tut, verändert man sich selbst. Man wird buchstäblich ein anderes Wesen; und es ist eine der ermutigendsten Entdeckungen der modernen Psychologie, daß man neue Lebensgewohnheiten zu jeder Zeit des Lebens herausbilden kann, was bedeutet, daß man zu jeder Zeit des Lebens sehr entscheidende Veränderungen und Vervollkommnungen seiner Persönlichkeit vornehmen kann.

Was geht nun im Gehirn und im Nervensystem vor sich, wenn man eine neue Gewohnheit annimmt oder eine alte aufgibt? Manche Menschen glauben, daß, wenn jemand eine Handlung vorgenommen hat, er eine Art „Gehirnbahn“ oder „Nervenzelle“ geschaffen habe, die zu seinen motorischen Zentren führt. Daher werde, wenn sich bei ihm das nächste Mal der Impuls oder der Wunsch oder der Gedanke einstellt, diese Handlung vorzunehmen, ein schwächerer Impuls oder Wunsch oder Gedanke diese bereits gebildete Bahn entlang gehen und ihn zum Handeln, das heißt zur Ausführung des Wunsches, Impulses oder Gedankens, veranlassen. Allmählich werde mit der Wiederholung dieses Vorgangs die Bahn so deutlich ausgebildet, das heißt die Nervenzellen werden so gut organisiert und „integriert“, daß die sich ergebende Handlung oder das sich ergebende Verhalten fast automatisch eintritt.







Diese Erklärung der Art, wie wir Gewohnheiten ausbilden, ist als die „ideomotorische“ Theorie der Gewöhnung bekannt. Sie wurde zuerst vor vierzig Jahren durch Professor William James, den größten Psychologen seiner Zeit, bekannt und berühmt. Nach dieser „ideomotorischen“ Theorie erfolgt die Ausbildung einer neuen Gewohnheit dadurch, daß man über die neue Handlung oder Folge von Handlungen, die man auszuführen wünscht, nachdenkt. Man denkt zuerst an eine Handlung; der Gedanke bewirkt, daß ein Impuls die Nerven entlang bis zu den Muskeln geht, und dann erfolgt die Handlung.

Hieraus erseht man, daß die Handlung, die man vornehmen wird — bestehe diese zum Beispiel darin, daß man ein Gläschen trinkt oder nicht trinkt —, gleichviel, was man vorher zu tun „beschlossen“ hat, davon abhängt, welcher Gedanke zuerst zu den Muskeln gelangt. Ich lasse absichtlich viele wichtige physiologische Tatsachen beiseite, doch wird der Leser bei genauer Selbstbeobachtung, wenn er das nächste Mal die Entscheidung trifft, was in einer wichtigen Sache zu tun ist, feststellen, daß er schließlich mindestens immer demjenigen Gedanken zu folgen scheint, der im letzten Augenblick in seinem Geiste die Oberhand hat. Gesezt den Fall, er liege morgens im Bett und versuche, zu entscheiden, ob er aufstehen soll oder nicht. Zuerst denkt er, das Zimmer sei kalt, oder er fürchtet sich vor dem kalten Bad oder vor dem Zähneputzen, und die Folge ist, daß er liegenbleibt. Ganz plötzlich denkt er an den lange hinausgeschobenen Brief, den er zu schreiben hat, oder an die für eine frühe Stunde getroffene Verabredung im Bureau oder daran, daß er an der Garage anhalten und seinen Wagen reparieren lassen muß; und ehe er sich dessen bewußt wird, ist er auf den Füßen und beginnt sich anzukleiden. Es ist anscheinend der letzte Gedanke in der Reihe, der seine Handlung bestimmt.

Für praktische Zwecke ist dies jedenfalls eine brauchbare Theorie. Zweifellos haben wir das Gefühl, daß wir durchs Leben gehen, indem wir unseren stärksten Gedanken folgen. Man kann dem nicht mehr entgehen — wenigstens diesem Gefühl nicht entgehen, ob nun das Gefühl dem tatsächlichen Vorgang im Gehirn und im Nervensystem entspricht oder nicht —, als man verhindern kann, daß man seiner Nase nachgeht. Man mag zuweilen, wenn man etwas besonders Verkehrtes und Dummes getan hat, das Gefühl haben, man sei seinen schwächsten Gedanken gefolgt. Aber in dem Augenblick, da man handelte, war es der stärkste Gedanke oder

Edelstahl wertvoller als Gold.

Für 100 RM erhält man:

Eisenerz	Roh Eisen	Rohstahl
5000 kg	1400 kg	1100 kg
		
Flußstahl	Messerstahl	Ärztl.-Instrumente
1,43 kg	1 kg	0,4 kg
		
Stahl für Zylinder in Armbanduhren	Stahl für Spiralfedern in Armbanduhren	Federstahl für Armbanduhren
		
1 gr	0,2 gr	35 gr
		

DV DEUTSCHER VERLAG

Ein Kilogramm Edelstahl kostet 500 000 Reichsmark.

Was ist Gold gegen Stahl in seiner höchstgezüchteten und bestgeformten Gestalt. Feingold kostet je Kilogramm 2840 RM. Um ein Kilogramm jener kleinen Edelstahlschrauben kaufen zu können, die in Armbanduhren den gleichmäßigen Gang des Werkes gewährleisten, muß man aber 500 000 Reichsmark bezahlen. Dabei kostet das Rohmaterial, wie das Bild zeigt, nämlich Eisenerz, je Kilogramm nur 2 Rpf. Durch die Bearbeitung erhält das Eisen aber schließlich den 25-millionenfachen Wert. Natürlich ist nicht jeder Stahl so teuer; zum Beispiel kostet der Stahl, um ärztliche Instrumente herzustellen, je Kilogramm 240 RM., für Rasierklingen muß man pro Kilogramm 126 RM. anlegen, ein guter Messerstahl kostet 103 RM. je Kilogramm, ein guter Stahl zur Herstellung von Fräsern noch immerhin 70 RM. Legierte Stahlsorten, die bei den Maschinen- und Fahrzeugkonstruktionen am häufigsten Verwendung finden, kosten 40 Rpf. bis 20 RM. je Kilogramm. Man sieht aus diesen Zahlen, wie durch den menschlichen Geist und die menschliche Handwerksfertigkeit das Eisen zu einem Material von allerhöchstem Wert gezüchtet worden ist.

Wunsch. Und das Gute bei alledem ist, daß man Herr über seine Gedanken sein kann. Wenigstens hat man das Gefühl, daß man selber darüber entscheiden kann, an was man denken will. Insofern liegen daher die Wesensart und das Geschick des Menschen in jedem Augenblick in seiner Hand.

Das ganze Leben des Menschen ist also geradezu ein Schaukeln zwischen seinen Gedanken und Wünschen. Jeder von diesen kämpft sozusagen darum, nach den Muskeln vorzudringen und den Menschen zu zwingen, ihn in eine Handlung umzusetzen. Der Leser sieht also, daß seine Gedanken sein Verhalten bestimmen, und sein Gesamtverhalten macht seine Persönlichkeit aus.

Was schüßt denn nun einen Menschen davor, daß er, wenn er sich in einer Klemme befindet, das Falsche tut, und wie kann er sich die Sicherheit verschaffen, daß er das Richtige tun wird?

Die Antwort lautet, daß man beständig an die richtige Gewohnheit, die man anzunehmen beschlossen hat, denken muß. Der beste Weg hierzu ist, nicht zu warten, bis man in eine schwierige Lage gerät, und dem Glück vertrauen, daß einem der rechte Gedanke gerade im rechten Augenblick kommen werde, sondern ein stattliches Aufgebot von tüchtigen Gedanken und Grundsätzen im Voraus im Kopfe zu haben.

Den Menschen nur zu sagen, was sie tun sollten, hat nicht viel Zweck; vielmehr kann, wenn man ihnen nicht Gelegenheit gibt, das zu tun, was man ihnen zu tun empfiehlt, alles Predigen ungeheuren Schaden anrichten.

Eine sehr umfassende Untersuchung, die von den Psychologen der Yale-Universität Dr. Hugh Hartshorne und Mark May für das „Institute for Social and Religious Research“ angestellt wurde, zeigt, daß eine

Für Langfinger schlechte Geschäfte



Rückgang der Vermögensverluste durch Diebstähle.

Die Zunahme der Verbrechen in Deutschland während der Systemzeit war nicht nur ein Zeichen für den moralischen Verfall, gefördert durch eine zu schwache Rechtsprechung, sondern jeder Diebstahl, jeder Betrug bedeutete für die Betroffenen meist einen nicht wieder einzubringenden Verlust. Das Bild zeigt, daß zum Beispiel in Groß-Berlin seit 1932 ein starker Rückgang der Vermögensverluste durch Diebstähle eingetreten ist. Dies ist im wesentlichen auf das energische Eingreifen unserer Polizei zurückzuführen und darauf, daß die Gewohnheitsverbrecher durch harte Strafen sehr rasch unschädlich gemacht werden konnten. Man sieht, das Volk ist wieder sauber geworden. Millionenwerte werden deutschen Volksgenossen dadurch erhalten.

Belehrung der Kinder über das, was Recht oder Unrecht ist, zum großen Teil keinen Zweck hat, vielsach sogar Schaden anrichten kann. Nachdem die beiden Forscher die moralischen Gewohnheiten und Reaktionen von über 10 000 Schulkindern im Alter von 9 bis 14 Jahren untersucht hatten, stellten sie fest, daß viele von denjenigen, denen am meisten moralische Unterweisung zuteil geworden war, die schlechtesten moralischen Gewohnheiten hatten. Sie stellten mit großer Genauigkeit die Gepflogenheiten dieser Kinder im Lügen, Betrügen und Stehlen fest, und viele der Kinder, zu denen man am meisten über die diesen Gewohnheiten entspringenden Übel gesprochen hatte, waren die schlimmsten Lügner, Betrüger und Diebe in der ganzen Gruppe.

Wie kann man denn nun richtige Gewohnungen sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen erzielen? Zunächst natürlich dadurch, daß man ihnen hinweisende Belehrung erteilt, so daß sie ein brauchbares Wissen um Recht und Unrecht haben, hauptsächlich aber, indem man sie in Lagen versetzt, wo die richtige Handlungsweise ganz deutlich diejenige ist, deren Ausführung am zweckentsprechendsten und wünschenswertesten ist. Die klügste Handlungsweise ist stets die sittlichste Handlungsweise. Alle Handlungen sind entweder sittlich oder unsittlich, weil alle Handlungen entweder gute oder schlechte Folgen haben; und gute Folgen sind sittlich, und schlechte Folgen sind unsittlich. „Rechte“ Gewohnheiten sind solche, die die besten Folgen nach sich ziehen, und „schlechte“ Gewohnheiten sind solche, die die schlechtesten Folgen nach sich ziehen.

Man mache sein Nervensystem zu seinem Freund statt zu seinem Feind. Wie viele Menschen kennt man, deren Leben nur ein einziger langer Kampf mit ihrem Nervensystem ist! Wenn man schlechter Laune nachgibt oder seine Ängste und Sorgen hegt und pflegt oder in bezug auf Ernährung und Leibesübung nachlässig ist oder über seine Lebenslage klagt oder seinen Nachbarn um sein gutes Aussehen oder sein Geld oder seinen Erfolg beneidet, so legt man in all diesen Fällen Gräben an, wirft Bollwerke auf und

schafft Gewehre und Munition herbei, auf daß vom Morgen bis zum Abend das eigene Gehirn und Rückenmark und die Nerven — und auch die Drüsen —, die alle unsere Gewohnheiten und körperlichen Reaktionen bestimmen, der eine große Feind des eigenen Glücks sind.

Man mache möglichst viele nützliche Handlungen möglichst früh im Leben zu automatischen und gewohnheitsmäßigen. 90 Prozent aller unserer täglichen Gewohnheitshandlungen sollten so automatisch, so mühelos werden, daß wir sie einfach in Gang setzen und sie sich selbst überlassen können, voll Vertrauen, daß sie uns sicher durchbringen. Dann bleiben unsere logischen Geisteskräfte frei und frisch zur scharfen, lebendigen Erwägung neuer Probleme, die sich einstellen. Es ist wahrhaft tragisch, wie bei vielen Menschen die logischen Fähigkeiten durch allerhand nichtige Kleinigkeiten, die von ihren niederen Nervenzentren ohne irgendwelche bewusste Anweisung erledigt werden sollten, vollkommen in ihrer Tätigkeit gehemmt werden. Solche Menschen haben keine Gewohnheiten außer der einen Gewohnheit der Unentschlossenheit. Über alles, vom Zähneputzen in der Frühe bis zu der Frage, was sie anziehen oder essen oder wann sie zu Bett gehen sollen, muß hin und her gestritten und Beschluß gefaßt werden, als wäre es ein neues und wichtiges Problem. Dies sind die unglücklichen Menschen, die den größten Teil unserer „Nerventräger“, „Hypochonder“, „Quartalsäufer“ abgeben, Menschen, die dauernd an sich und an das, was sie tun sollten, denken. Das ist die Sorte Menschen, die „an Überarbeitung zusammenbricht“. Unsinn! In neun von zehn Fällen bricht so einer zusammen, weil er drei Viertel seiner Energien morgens auf den Entschluß verwendet, ob er sich rasieren soll oder nicht, ob er einen roten oder einen blauen Schlips umbinden soll, und wie er mit seinem Botgesetzten sprechen wird. Alle solche Dinge sollten der „mühelosen Obhut der Gewohnung“ überlassen bleiben.

Man hüte sich vor der Gewohnheit des Mißlingens und pflege die Gewohnheit des Erfolges. „Man stelle ein Kind nie vor eine Aufgabe, die es nicht erfüllen kann“, sagte Charles W. Eliot. Übersteigt die Aufgabe tatsächlich die Kraft und die Fähigkeit des Kindes, so veranlaßt man moralisches Unheil, indem man im Nervensystem des Kindes den Grund zur Gewohnheit des Mißlingens und zur Zerstörung des Selbstvertrauens legt. Andererseits hatte Frau Montessori wenigstens einen sehr wertvollen Grundsatz in ihrem sogenannten Erziehungssystem, nämlich: „Hilf nie einem Kinde bei etwas, das es selbst ausführen zu können glaubt!“

Wir helfen von Natur aus gern einem Kinde, das auf einen Stuhl klettern will, oder einem Knaben, der sich mit seinen Schulaufgaben abplagt; aber so lange, wie sie sich alle Mühe geben — und nicht körperlich gefährdet sind —, zerstört man ihnen, wenn man ihnen hilft, eine schöne Aussicht, eine Gewohnheit des Erfolges zu entwickeln. Dieser Grundsatz gilt unser ganzes Leben hindurch.

Wenn man eine neue Gewohnheit anzunehmen beginnt oder eine alte aufgibt, gehe man mit möglichst starker Entschlossenheit an die Sache heran. Man treffe Verabredungen, die die Durchführung der alten Gewohnheiten unbequem oder unmöglich machen; man mache, wenn angängig, ein öffentliches Gelübde, und man suche auf alle Fälle neue Freunde und Bekanntschaften. Professor James berichtet über den Fall „eines gewissen Rudolph X.“, der in einer Zeitungsanzeige jedem, der ihn je wieder in einer gewissen Kneipe antreffen werde, eine Belohnung von 50 Dollar versprach. „Dies tue ich“, hieß es in der Anzeige, „wegen eines meiner Frau gegebenen Versprechens.“ Wie der Psychologe sagt, könnte man ruhig sein Geld darauf wetten, daß Rudolf X. schließlich Erfolg hatte.

Man lasse niemals eine Ausnahme zu, bevor die neue Gewohnheit in der Lebensführung sicher Wurzeln geschlagen hat. Wenn man eine neue Gewohnheit herausbildet, ist, wie James hervorhebt, jede Abweichung wie das Aufwickeln eines Knäuels Garn; ein einziges Abrutschen löst eine ganze Menge Wickelungen. Man muß sich bemühen, nie eine Schlacht zu verlieren.

Man ergreife die erste mögliche Gelegenheit, jeden guten Entschluß, den man faßt, in die Tat umzusetzen. Auf diese Weise baut man wirkliche neue „Gewohnheitschablonen“ in seinem Gehirn und Nervensystem auf. Gute Entschlüsse, die nicht in Handlungen umgesetzt werden, liefern die Grundlage zu jenem sehr wahren Sprichwort: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.“

Man halte die Fähigkeit, sich anzustrengen, täglich durch ein wenig zusätzliche Übung lebendig. Man verrichte täglich einige unnötige Dinge, übe ein wenig zusätzliche Selbstverleugnung, tue täglich einige gute Werke über das Gewöhnliche hinaus, aus keinem anderen Grunde, als um sich in guter moralischer Form zu halten. Hierdurch — und durch alle vorher oben aufgeführten Grundsätze — stärkt man seine Willenskraft, denn Willenskraft ist einfach ein System von Gewöhnungen.

Ich habe eine Anzahl dem Trunk ergebener Männer veranlaßt, das Trinken aufzugeben, und ich finde, daß sie sich anfänglich das neue Gefühl der Kraft und Freiheit, das binnen kurzem die Freude und Stärke ihres Lebens sein wird, gar nicht vorstellen können. Aber dasselbe gilt von allen Gewohnheiten. Das Ziel des Lebens ist, Herrschaft über sich selbst zu gewinnen, das heißt, Freiheit, das zu tun, was man gern möchte, und das gern zu wollen, was die Weltweisen und Denker und auch einfache Menschen zu allen Zeiten für klug und richtig befunden haben; denn wenn wir diese Dinge zu den eingewurzelten und mühelosen Gewohnheiten unseres Lebens machen, finden wir den einzigen Weg zu Frieden, Kraft und Glück.

Plato ist so modern.

Aus einem Aufsatz von C. E. M. Joad in „John o'London's Weekly“, London. — Der Verfasser ist Leiter der Abteilung für Philosophie und Psychologie am Birkbeck-College der Universität London.

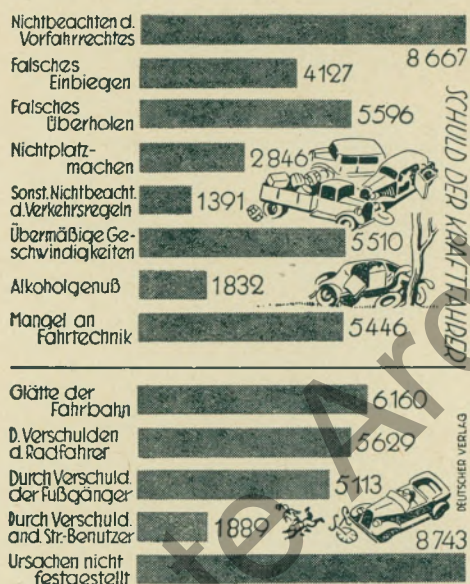
Die meisten Philosophen sind immer bereit gewesen, zuzugeben, daß Plato der größte aller Philosophen ist. Aber erst in den letzten zehn Jahren ist über ihn mehr als über irgendeinen anderen Philosophen geschrieben worden. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Zuerst die Entwicklung der modernen Naturwissenschaft. Das alte materialistische Weltall — die Tatsache ist allgemein bekannt — schwindet dahin. Seine Grundlage war das feste, unzerstörbare Atom, ein kleiner, harter, kugelförmiger Klumpen, der eine wunderbare Grundlage abgab, auf der der Mensch mit starker Alltagsvernunft, den kein mystischer Unsinn umgab, seine unwandelbaren Überzeugungen begründen konnte. Aber die kleinen harten Klumpen sind vollkommen dahingeschwunden, und an ihrer Stelle befindet sich eine fließende Welt von punkthaften Vorgängen, eine Reihe von Stößen in Raum-Zeit, eine Flut von Wahrscheinlichkeitswellen, die in das Nichts wallen . . . Was sie sein mögen, weiß allein Gott, der sie schuf. Aber was sie auch sein mögen — sie sind weder fest, noch dauernd, noch zu begreifen.

Und doch muß, wenn das Weltall kein sinnloser Scherz ist, irgend etwas den Dingen zugrunde liegen, das fest ist, das dauernd ist, und das zu begreifen ist. Wenn dieses Etwas nicht stofflich ist, muß es unstofflich sein. Wenn es nicht unveränderliche Materieteilchen sind, sind es dann nicht vielleicht die unveränderlichen Geseze, nach denen die veränderlichen Materieteilchen sich bewegen? (So erklärt Sir James Jeans, der in den mathematischen Gesezen den letzten Grundstoff und das letzte Baugesüge des Weltalls zu sehen glaubt, Gott für einen Mathematiker.) Nun, dies war im großen ganzen Platos Auffassung. Die Wirklichkeit, so sagt er, bestehe nicht aus stofflichen Dingen, sondern aus Formen oder Grundsätzen, die die Bewegungen beherrschen und das Wesen der stofflichen Dinge bestimmen. Obgleich er nicht geneigt war, sich über das Wesen und die Absichten der Gottheit mit derselben Gewißheit wie seine wissenschaftlichen Nachfolger auszusprechen, würde Plato in den Folgerungen, die die modernen Physiker aus der Auflösung der Welt der Materie ziehen, wenig mehr als das Z-Tüpfelchen der Philosophie gesehen haben, die er vor 2300 Jahren begründete.

Oder man nehme die Entwicklung in der modernen Politik. Plato erfand bekanntlich einen idealen Staat, in dem die Bürger je nach ihren Aufgaben in drei starre Klassen zerfielen. Da gab es die Arbeiter, die Güter erzeugten, die Männer des Wehrestandes, die den Schutz ausübten, und die Wächter, die regierten. Diese letzteren mußten nach Plato — dies war das unterscheidende Merkmal seiner Idee — Philosophen sein. Solange nicht die Philosophen Könige und die Könige Philosophen seien, sagte er, werde der vollkommene Staat nie auf Erden verwirklicht werden. Man darf sich nicht wundern, daß dieser Auspruch zu Platos Zeiten nicht weniger ungläubig aufgenommen wurde als in der unstrigen.

Die Ursache Der Verkehrsunfälle

Von 60722 Verkehrsunfällen
im IV. Vierteljahr 1935 wurden verursacht



Die Straßenverkehrsunfälle im vierten Vierteljahr 1935.

Seit dem 1. Oktober 1935 wird auf Anordnung des Reichsverkehrsministeriums vom Statistischen Reichsamte eine genaue Statistik über die Unfälle im gesamten Reichsgebiet geführt. In den Monaten Oktober bis Dezember 1935 wurden insgesamt 60 722 Straßenverkehrsunfälle gemeldet, bei denen 1910 Personen getötet und 35 186 verletzt wurden. Das bedeutet, daß im gesamten Reichsgebiet durchschnittlich täglich 667 Straßenverkehrsunfälle durch die Polizei erfaßt werden, bei denen täglich 21 Menschen ihr Leben lassen müssen, und über 400 Personen werden täglich verwundet und infolge Verkehrsunfällen in Krankenhäusern oder in ihren Wohnungen eingeliefert. Das sind ganz erschreckende Zahlen, wenn man bedenkt, welch ungeheure Materialwerte und wieviel Unglück in Hunderten von Familien täglich verursacht wird. Man sieht daraus, wie notwendig eine straffe Durchführung der Verkehrsdisziplin im ganzen Reiche ist, und wie jeder Kraftfahrer, der ja hauptsächlich an den Verkehrsunfällen schuld sind, wie das Bild zeigt, größte Vorsicht üben muß.

Jedermann kennt den Philosophen im praktischen Leben — den törichtesten, ungeschicktesten Menschen, der beständig seine Schuhschnur zerreißen und seinen Zug verärgern! Wie könnte so einer sich einbilden, er sei imstande, ein Gemeinwesen zu regieren? Aber Plato hatte eine besondere Auffassung vom Philosophen. Er sah in ihm einen Menschen, der dazu ausgebildet ist, die Wirklichkeit, die Welt der Formen und Prinzipien zu kennen, im Gegensatz zum gewöhnlichen Menschen, der nur die halbwirkliche Welt der körperlichen Dinge kennt. Als gleichsam im Himmel verwahrten Teil der Wirklichkeit erschauere der Philosoph das Musterbild des vollkommenen Staates. Im Lichte dieser Kenntnis soll er die Geseze des vorhandenen Staates gestalten, dessen Leitung Plato ihm anvertraut, und in ihnen jene Begriffe vollkommener Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit verkörpern, die ihm beim Schauen der wirklichen Welt zuteil geworden sind. Auf diese Weise würde ein von Philosophen regierter Staat so gut sein, wie ein in der halbwirklichen stofflichen Welt bestehender Staat überhaupt sein könne, und seine Bürger würden durch das bloße Befolgen seiner Geseze das größte Maß tugendhaften Verhaltens erreichen, dessen ihre unvollkommenen Naturen fähig sind.

Was wir nun auch im allgemeinen vom Wert oder Unwert der Staatslehre Platos halten mögen — sie ist offensichtlich äußerst undemokratisch. Plato war der Meinung, das Regieren sei Sache von Sachmännern, und er richtete deshalb einen scharfen Angriff gegen demokratische Gemeinschaften. In einer Demokratie strebt jeder danach, das Geschäft des Regierens zu besorgen, das dementsprechend durch Dilettanten verpfuscht und zum Lummelplatz und zur Beute aller selbstsüchtigen Interessen wird, die den Wähler dazu verleiten können, ihnen seine Stimme zu geben. Jene Freiheit der Betätigungsmöglichkeit und der Auseinandersetzung, deren

man sich in einer modernen Demokratie erfreut, eine Freiheit, die es zunächst zuläßt, daß ein Mann von Verstand und Entschlußkraft aus seinem Stand zur „Führer“stellung in der Gemeinschaft emporsteigt, und daß dann alle seine Mitmenschen seine Führerschaft kritisieren, war für Plato Anathema. Für ihn war es toll gewordene Freiheit.

Nun ist all dies offensichtlich ungemein zeitgemäß, so zeitgemäß, daß Plato in einigen Kreisen als der erste faschistische Philosoph gefeiert wird. Mit Unrecht, da eine seiner weisesten Regeln der ganzen faschistischen Philosophie ins Gesicht schlägt. Und zwar ist es die Regel, daß nur diejenigen, die nicht den Wunsch haben, zu regieren, regieren dürfen. Wenn ein Mensch in einer Demokratie sich um seiner Machtliebe willen den Weg zur Führerschaft erkämpft, wird er unvermeidlich seine Führerschaft missbrauchen. Der Macht hunger wächst mit dem, wovon er sich nährt, und die zur Erlangung der Macht ausgeübte Bestechung und Gewalt wird bei der Ausübung der Macht durch Tyrannie und Günstlingswirtschaft abgelöst. Plato hatte keine Verwendung für Tyrannen. Seine Ansichten über dies Thema verdienen Beachtung, denn einen Teil seines Lebens verbrachte er in Syrakus als Lehrer eines in der ersten Entwicklung begriffenen Tyrannen. Die Unterweisung nahm ein unglückliches Ende; denn als der Schüler alt genug war, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, zeigte er sich Platons Grundsätzen gegenüber nicht weniger feindlich als ihrem Urheber gegenüber, und der Philosoph mußte aus dem Lande fliehen.

So haben mannigfache Ursachen zusammengewirkt, Plato in das Rampenlicht unserer Zeit zu rücken. Whitehead, unser berühmtester zeitgenössischer Philosoph, kennzeichnet kürzlich die gesamte europäische philosophische Überlieferung als „eine Reihe von Fußnoten zu Plato“, und er hat — vermutlich in der Absicht, die Überlieferung fortzusetzen — sein gehaltvollstes Buch, „Process and Reality“, mit dem Geständnis eingeleitet, daß „der Gedankengang in diesen Vorlesungen platonisch“ sei. Inzwischen legt ein beständiger Strom von Büchern Zeugnis ab von der Macht der Gedanken Platons über die Gemüter der Menschen. Allein in England sind in den vergangenen zwölf Monaten fünf erschienen, während die Deutschen ständig damit beschäftigt sind, Plato zu erklären.

Nun mag man einwenden, Plato sei Philosophie. Philosophie sei schwer, langweilig und dunkel, und überhaupt, man sei kein Philosoph. Alle diese Einwendungen mögen genügend Grund dafür bilden, daß man keinen Philosophen liest, mit der einzigen und unvermeidlichen Ausnahme Platons. Plato gegenüber treffen die Einwendungen aus zwei Gründen nicht zu. Erstens ist Plato der größte literarische Künstler, der jemals Philosoph war — viele würden wohl sagen: der größte literarische Künstler aller Zeiten. Er versteht es, Philosophie zu schreiben, wie niemand sie vorher oder seither zu schreiben vermochte, und sie mit solchem Reiz zu umkleiden, daß der innerste Kern des trockensten Themas unter seiner Berührung in hellem Licht erstrahlt. Es ist unmöglich, Plato ohne ein Gefühl zunehmender Erregung zu lesen. Wenn man einen seiner Dialoge zu lesen beginnt,

hat man das Gefühl, als ob man ein Flugzeug zu einer geistigen Forschungsfahrt besteige. Niemand, selbst nicht der Flugzeugführer, ist ganz sicher, wohin es geht, welche auf keiner Karte verzeichneten Gebiete überflogen werden mögen, oder welchen Abenteuern man unterwegs begegnen mag.

Trotzdem hat man das sichere Gefühl, daß der Flugzeugführer seine Sache ausgezeichnet versteht. Während man, durch die mächtige Kraft des Verstandes emporgetragen, steigt und steigt, ist man sich eines zunehmenden Heiterwerdens bewußt — man hatte nicht gewußt, daß der Vorgang des Denkens so berauschend sein kann —, bis man plötzlich, wenn man nach unten schaut, wahrnimmt, daß die Welt so erscheint, wie man sie nie zuvor gesehen hat. Es ist eine Welt, die größer ist als die uns wohlbekannte, denn die Mauern des Gefängnisses des gesunden Menschenverstandes sind gefallen, und der Gesichtskreis weitet sich. In dieser neuen und doch vertrauten Welt ist mehr Schönheit, ist mehr Bedeutung, ist mehr Raum für unser Verwundern und unsere Wissbegier, und da mit dem Größertwerden des Gebietes des Bekannten sich auch das Gebiet seiner Berührung mit dem Unbekannten erweitert, gibt es auch mehr des Geheimnisvollen. Nach der Rückkehr von der Fahrt fühlt man seine Fähigkeiten erhöht, seine Lebensanschauungen erweitert. Es ist, als sei der Verstand einem Verfahren unterzogen worden gleich jenem, bei dem Handschuhe durch Spannstöcke vergrößert werden.

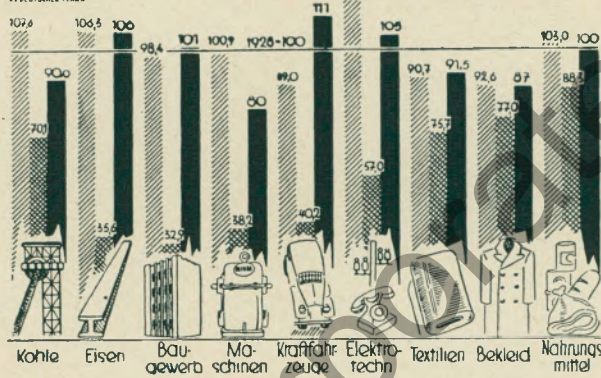
Aber — und dies ist mein zweiter Grund — Plato ist nicht nur Philosophie. In Plato ist Beredsamkeit, Mystizismus, Mythenschöpfung, Erzählung, Drama. Vor allem Drama. Man lese den Prozeß des Sokrates in der „Apologie“. Man lese das „Gastmahl“, dieses herrliche Wechselgespräch, das in der Form einer Reihe von Reden, die von den Gästen bei einem Mahle zum Preise der Liebe gehalten werden, uns zugleich ein Bild

einer Kultur zu geben vermag, die dem innersten Verlangen des Menschen mehr zu entsprechen scheint, als weniger glückliche Zeitalter hätten für möglich halten können. Oder man lese schließlich im „Phädon“ die Erzählung vom Tode des Sokrates und das ihr vorangehende Gespräch über die Unsterblichkeit. Der Tod des Sokrates ist, mit einer einzigen Ausnahme, der edelste Tod in der Geschichte. Keine Furcht, kein hoffärtiges Prahlens mit der Furchtlosigkeit, keine schauspielerischen Gebärden im Angesichte des Unbekannten, keine Sterbebett-Rhetorik und keine Sterbebett-Neue, nur ein einfacher und klarer Blick ins Antlitz des Unvermeidlichen von einer Seele, die von ihrer Unsterblichkeit überzeugt ist. Die Erwähnung der Unsterblichkeit erinnert mich daran, daß dieser Aufsatz ursprünglich einige von Platons Beweisgründen für sie wiedergeben und sie im Lichte späteren Denkens nachprüfen sollte. Daß die Absicht nicht ausgeführt wurde, ist nur eine weitere Huldigung für Plato. Es ist nicht das erste Mal, daß Menschen sich darüber beklagen, Plato pflege sie durch die bezwingende Macht seines bezaubernden Eindrucks von ihren Pflichten abzulenken. Ich bin nur das letzte der vielen Opfer seiner Verführungskunst.

Die Entwicklung der Industrieerzeugung 1932-35

Im Verhältnis zu 1928=100 erzeuete die deutsche Industrie

1929 1932 1935



Die Verschiebung in der gewerblichen Gütererzeugung.

Die gewerbliche Gütererzeugung Deutschlands hat im vergangenen Jahr im allgemeinen kräftig zugenommen. Im Gesamtdurchschnitt dürfte die Menge der erzeugten Waren nur noch um 4 bis 5 % niedriger gewesen sein als im Jahre 1928 und 1929. Wenn man die vorsichtigste der Schätzungen des Instituts für Konjunkturforschung zugrundelegt, so hat die gesamte industrielle Erzeugung in Deutschland von 1932 bis 1935 um mehr als 60 % zugenommen. In den Herbstmonaten 1935 wurde die durchschnittliche Erzeugung des Jahres 1928 sogar schon etwas überschritten. Daß die Entwicklung für die einzelnen Wirtschaftszweige verschieden war, zeigt deutlich das Bild. Ferner muß noch festgestellt werden, daß mit der Aufwärtsbewegung die industriellen Erlöse nicht Schritt gehalten haben. Mit 56 bis 58 Milliarden Reichsmark liegt der Umsatzwert der Industrie 1935 noch um etwa ein Drittel unter dem Stande des Jahres 1928, weil die Industriepreise auf ihrem tiefen Stande vom Frühjahr 1933 gehalten wurden.

Der Nussknocker

Pfingströfzelsprung.

		zwin	und				
		sprie	will	es	gen		
	wie	auf	blühn	es	mein	blüht	
aus	ren	und	ßen	mun	weit	macht	berz
nacht	ßen	sei	zer	dir	so	pfing	so
duf	will	er			sprin	sich	ters
schlie	ner	wie	befind	lust	sten	weit	gen
woll	du	vor	o	bann	ju	wiu	o
	grün	te	zeit	des	pfing	in	
		mai	ßen	streng	und		
			acht	en			

Romantik und Technik.

Am Brunnen vor dem Tore
Da findest du das Wort,
Bei einer Jugendgleisung
Da braucht man es sofort.

Es öffnet seine Kelche
In lauer Sommernacht,
Auf jedem Ozeandampfer
Da ist es angebracht.

Es läßt uns leicht erscheinen,
Was von Gewicht doch schwer.
Das Wort jedoch als Mehrzahl
Zieht über Land und Meer.

Rätselgleichung.

$$\frac{3}{6} A + (B - e) + (C - t) = X.$$

A = Zentrum, B = Schneiderwerkzeug, C = Schwingungsercheinung des Äthers; X = berühmter Chemiker.

Silbendoppelrätsel.

a - al - al - al - am - ba - be - berg - das - dau - de - dem - di - du - e - ehr - furcht - gen - ist - ka - keit - keit - kind - le - lo - lich - ma - men - mut - ni - o - ran - ri - rich - saß - schen - set - sig - ste - ta - ta - ter - tru - tuch - und - vor - wi

Aus vorstehenden Silben sind 17 Wörter zu bilden. Jedem Lösungswort ist eine bestimmte Silbe zu entnehmen. Die entnommenen Silben ergeben, aneinandergereiht, ein Wort von Grenssen.

1. Großer Stern. 2. Verwandte. 3. Norwegische Dichterin. 4. Lobenswerte Eigenschaft. 5. Mannestugend. 6. Plan. 7. Steinreif. 8. Heideblume. 9. Sachsenherzog. 10. Körperorgan. 11. Uneigennütziger Mensch. 12. Spartanerkönig. 13. Zwerg der Nibelungenfage. 14. Teil des Klaviers. 15. Stadt in der Oberpfalz. 16. Teil der Hand. 17. Täglicher Gebrauchsgegenstand.

V/47

Die Quelle.

Die „Tagebuchblätter polnischer Reisen“ von Heinrich Koiz sind mit freundlicher Genehmigung des Verlages Paul Kupfer in Breslau dem Werk „Am Rande Europas“ entnommen. Wir sind überzeugt, daß die von uns gewählten Auschnitte, die trotz ihrer Kürze das umfassende Wissen des Verfassers um die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge klar erkennen lassen, bei manchem unserer Leser den Wunsch aufkommen lassen werden, das Buch selbst zu besitzen, um sich ein geschlossenes Bild über die Probleme des europäischen Ostrandes zu verschaffen. Der glänzende, von der ersten bis zur letzten Seite fesselnde Stil des Buches verdient ein besonderes Lob.

Die Aufzeichnungen des Marschalls Pilsudski, denen die Rede auf Seite 25 entnommen ist, sind unter dem Titel „Gefes und Ehre“ bei Eugen Diederichs in Jena erschienen. Die Auswahl und Übertragung aus den gesammelten Schriften Pilsudskis besorgte ebenfalls Heinrich Koiz.

Niedergeschrieben in den verschiedenen Perioden seines Lebens, geben sie einen unmittelbaren Einblick in die Entwicklungsgeschichte des polnischen Staates, dessen Gestalt und Entwicklung entscheidend durch die Persönlichkeit des Marschalls geprägt wurde, und stellen ein in seiner Art einziges Dokument unserer Zeitgeschichte dar.

Heinrich Koiz: Am Rande Europas. Paul Kupfer Verlag, Breslau. 233 Seiten, in Leinen gebunden, RM. 5,80.

Josef Pilsudski: Gefes und Ehre. Eugen Diederichs Verlag, Jena. 225 Seiten, in Leinen gebunden, RM. 5,80.

Lösungen aus dem Aprilheft.

Röfzelsprung.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdrus;
Auch ist manches gut gegeben,
Mancher liebliche Genus.
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter, leichter Sinn.

Goethe.

Sprichworträtsel.

Mit Gold kauft man weder Tugend noch Verstand.

Berschieberätsel.

Eisenbahnbau — Friedrich List.

Silberrätsel.

1. Liegendes. 2. Oberon. 3. Oceana. 4. Berlin. 5. Wahrspruch. 6. Untersuchungshaft. 7. Undset. 8. Essen. 9. Parsival. 10. Wallenstein. 11. Nadir. 12. Aldebaran. 13. Ahle. 14. Merian. 15. Jfolde. 16. Haloren. 17. Mantua. 18. Mergenthaler. 19. Langobarden. 20. Yvonne. 21. Selbstsucht. 22. Zuber.

Liebe wahrhaft, und es fallen dir alle anderen Tugenden von selbst zu.

Geheimchrisfrätsel.

Die beste Staatsverfassung und Staatsform ist diejenige, die mit natürlichster Sicherheit die besten Köpfe der Volksgemeinschaft zu fahrenden Bedeutung und zu leitendem Einfluß bringt. Adolf Hitler.

Schlüssel: 1. Bismarck. 2. Thüringen. 3. Leipzig. 4. Fledermaus. 5. Raubvögel. 6. Johannes.

Die Bolanischerkrannebel

enthaltend die buntesten im veranschauligten Monat
eingefassten Spottwörter



„Ein Königreich
für einen Baum!“
Zeichnung
von Hans Füßer.

Der Nachtwächter zieht mit seinem struppigen Köter auf seinen Posten im Fabrikhof. Der Herr Direktor erkundigt sich leutselig, ob der Hund ein Affenpinscher oder ein Rattenfänger sei.

Darauf meint der Alte: „Ratten fängt er ja öfter, aber Affen hat er noch nie gepinscht, solange ich ihn habe!“ (Die Koralle.)

Auch in Amerika werden Zahnarztrechnungen manchmal nur höchst ungern bezahlt.

In Chicago jedoch wußte sich ein Zahnarzt zu helfen. Er schrieb: „Sehr geehrtes Fräulein, da Sie bis heute meine Rechnung nicht beglichen haben, sehe ich mich genötigt, folgende Anzeige im ‚Chicago Herald‘ erscheinen zu lassen: Künstliches Gebiß, ganz hervorragende Arbeit, umständehalber zu verkaufen. Jederzeit zu besichtigen bei Miss Smith, Mainstreet 5.“

Am nächsten Tage war die Rechnung bezahlt. (Münchener Illustrierte Presse.)

Der sechsjährige Eduard ist mit den Eltern auf der Durchreise in Hamburg. Im Alsterpavillon sitzt am Nebentisch eine ungewöhnlich hagere und lange Dame.

„Papa“, erkundigt sich Eduard, „das ist wohl eine Plattdeutsche?“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Der kleine Fritz hatte lange und eindringlich um ein Schwesterchen gebittet, leider ohne Erfolg. Eines Abends fügte er noch hinzu: „... und bitte, wenn du mein Schwesterchen noch nicht fertig hast, lieber Gott, dann laß nur gleich die Mandeln und den Blinddarm weg, weil sie ihr die ja doch rausmachen!“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Der kleine Peter hatte eine Schiffstaufe erlebt. Aufgeregt sah er die Sektflasche am Bug zerschellen.

Und als ein neues Schwesterchen kam — „Morgen wird dein Schwesterchen getauft“, sagte die Mutter. Der kleine Peter erschrak:

„Und wogegen wirft man bei ihr die Sektflasche?“ (Die Woche.)

Der Milchwagen war gegen einen Lastwagen gefahren. Zahllose Milchflaschen lagen in Trümmern. Auslauf.

Ein gutmütig aussehender Herr wandte sich an den Fahrer des Milchwagens, auf die Scherben deutend: „Für den Schaden werden Sie wohl aufkommen müssen!“

„Leider!“ antwortete der Fahrer.

„Dann werden wir mal eine kleine Sammlung für Sie veranstalten — ich als erster stifte zehn Mark!“ Ein Hut wurde herumgereicht, und jeder aus der Menge steuerte seinen Teil zu. Dann verliefen sich die Leute. Ein einzelner junger Mann war übriggeblieben. Zu diesem sagte der Fahrer des Milchwagens sinnend:

„Allerhand! Wissen Sie auch, wer die Sammlung veranstaltet hat? Mein Chef!“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Lehrer: „Wer kann mir einen Raubvogel nennen?“

Hermännchen: „D'r Kuckuck.“

Lehrer: „Wie kommst du denn darauf?“

Hermännchen: „Wie Batter fährt, d'r Kuckuck friß uns noch all' de Möbele fott.“ (Die Koralle.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. —

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31. —

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.